Wiener Stadt-Bibliothek.
T 7911 A

5345

Z VII 3/7

Der

kleine unterhaltende

Declamator.

Eine Blumenlese

deutscher Dichtungen

für die

JUGEND.

Von

Johann Nep. Vogl.

5345

Z VII 3/7

Meyerheim, pinx. A. Alboth, sc.

Mutterschmerz.

Verlag v. d. Eduard Trewendt in Breslau.

Der kleine
unterhaltende
Declamator.

Eine Blumenlese
deutscher Dichtungen
für die Jugend.

Von
Johann Nep. Vogl.

Zweite Ausgabe.

Wien.
Verlag von Franz Tendler.

WIENER-STADTBIBLIOTHEK

Vorwort.

Es gibt wohl heut zu Tage viele treffliche Blumenlesen deutscher Dichtungen, und man darf in dieser Hinsicht nur an die Namen Götzinger, Follen, Wackernagel, Stolle, Podlaha, Schwab, Dilschneider erinnern, um dadurch Bücher zu bezeichnen, deren jedes den besonderen Zweck des Herausgebers auf ausgezeichnete Weise entspricht, dennoch fehlt es bisher an einer ähnlichen Sammlung von Poesien, welche durchgehends als Lectüre für die reifere Jugend sich eignen und zugleich auch für den Vortrag passen. Um nun

diesem Bedürfniß der Jugend entgegen zu kommen und derselben ein Buch in die Hand zu geben, welches eben diese Absicht erreicht, als auch vor der jetzigen Stellung der deutschen Poesie sich behaupten kann, war die Veranlassung zur endlichen Herausgabe des vorliegenden Werkes, zu dessen Zusammenstellung auch Herr Schuldirector J. Oberleiter mich zu öfteren Malen aufgefordert hatte. Meine literarischen Freunde unterstützten mich bei dem Unternehmen auf das freundlichste mit geeigneten Beiträgen, welche noch das Interesse der Neuheit für sich haben; denn großentheils sind es Dichtungen, die bisher noch nicht veröffentlicht, erschienen sind. Diesen Umstand glaube ich hier besonders hervorheben zu dürfen, da bei den meisten oben angedeuteten Anthologien das mißliche Zusammentreffen Statt findet, daß ihr Inhalt zum Theil ein gemeinschaftlicher ist; man besitzt daher eine gewisse Anzahl Gedichte gerade in der Anzahl der Blumenlesen. Daß ich nun bei diesem Declamatorium jenem Uebelstande ausgewichen, kann die

Brauchbarkeit des Buches nur erhöhen, da es doch gewiß unangenehm ist, Vorträgen von Gedichten beyzuwohnen, die man ohnedieß halb auswendig weiß.

Somit überlasse ich das Buch der Beurtheilung des geehrten Lesers und habe den innigen Wunsch, etwas Gutes, Nützliches und Zeitgemäßes geliefert zu haben.

Möge der Erfolg meine ernste, redliche Absicht belohnen.

Der Herausgeber.

Inhalt.

Seite

Vorwort III

Balladen.

Das Haus der Kolowrat, von Joh. Nep. Vogl. . 3
Die beiden Fechter, von Joh. Gabr. Seidl . . 9
Mohamed und die Katze, von Ludwig Aug. Frankl. 12
Die Probe, von J. F. Castelli 14
Der Gang im Schnee, von Joh. Nep. Vogl . . 17
Die Rache, von Wilh. Fried. Damaschka . . 20
Ein Wirth in Sevilla, von M. D. Cavilia . . 24
Landgraf Ludwig der Achte von Hessen-Darmstadt, von Carl Buchner 27
Das Amt der Priesterin, von Joh. Gabr. Seidl 32
Der Schützling, von Joh. Nep. Vogl . . . 35
Der blinde Geizhals, von Alexander Gigl . . 39
Gaetano Pisani, von Ludwig Foglar . . . 43
Des Kaisers Retter, von Joh. Gabr. Seidl . . 50
Zu spät, von Ludw. Gottfr. Neumann . . . 53
Albrecht Dürer, von Joh. Gabr. Seidl . . . 56
Die beiden Jäger, von Carlopago 59
Eljén a Király, von Joh. Nep. Vogl . . . 61
Der Tausch, von Joh. Gabr. Seidl 65
Der Königstein im Taunus, von M. D. Cavilia . 68
Schwert und Palme, von Alexander Gigl . . 74
Die stärksten Mauern, von Fr. J. Schaffer . . 79
Hermann von Siebeneichen, von Ludwig Scheyrer . 82

Seite

Ein Friedhofsbesuch von Joh. Nep. Vogl . . 89
Der Bettler am Stein, von Friedrich Reil . . 91
Die rächende Schlange, von Carlopago . . . 96
Kaiser Karls Zepter, von Joh. Gabr. Seidl . . 101
Das Kleid macht nicht den Mann, von M. D. Cavilja 104
Das Kleid macht doch den Mann, von demselben . 106
Die todte Mutter von Joh. Nep. Vogl . . . 108
Der Trappist und der Ritter, von J. J. Hannusch 113
Drei Schützen, von Ludw. Gottfr. Neumann . . 117
Das Erdbeben von Guadeloupe, von Franz Fitzinger 121
Der Schnee, von demselben 124
Pilger und Mönch, von Joh. Gabr. Seidl . . 130

Legenden.

Die fliegenden Glocken, von August Fischer . . 135
Das Gewicht der Reue, von J. F. Castelli . . 138
St. Augustin und der Knabe, von J. N. Vogl . 141
Sanct Martin, von J. J. Hannusch . . . 145
Die Hände auf dem Grabe, von Franz Fitzinger . 148
Die barmherzige Schwester, von Joh. Nep. Vogl . 151
Das Gnadenbild zu Absam in Tirol, v. G. Millinger 155
Des heiligen Sebaldus Eiszapfen, von Fr. Fitzinger 158
Die Schutzmauer, von Joh. Nep. Vogl . . . 161
Kalife und Bettler, von J. F. Castelli . . . 163
Sanct Veronika, von J. J. Hannusch . . . 165
Vergelt's Gott tausendmal, von Karl Freiherrn v. Braun 168
Die vier Evangelisten in der Sophienkirche zu Constantinopel, von Joh. Nep. Vogl 172

Parabeln und Fabeln.

Der Glühwurm und die Pflanze, von Alexander Gigl 179
Der schlechte Violon, von J. F. Castelli . . 181
Der Sündenbau, von Joh. Nep. Vogl . . . 182
Die Stadtmaus und die Feldmaus, von M. Cavilja 184
Das Gericht des Löwen, von Franz Fitzinger . . 186

Seite

Baum und Fels, von Vincenz Zusner . . . 188
Der Rednermund, von Alexander Gigl . . . 190
Der Pflanzer und der Seidenwurm, v. Fr. Fitzinger 192
Orange und Pflaumen, von Ferd. Kürnberger . . 194
Der Hund und das Krokodil, von Fr. J. Schaffer . 197
Der Fels und die Rebe, von Alexander Gigl . . 198
Der Fischer und die Perlenmuschel, von Fr. Fitzinger 199
Parteisucht, von Alexander Gigl 201
Der Reiche und der Maler, von M. D. Cavilja . 203
Das Vöglein, von Fr. J. Schaffer 204
Der fliegende Fisch, von A. Stein 205
Das schönste Loos, von Ferd. Kürnberger . . 208
Der Wettstreit, von Alexander Gigl . . . 210
Der Frosch und die Kröte, von demselben . . 212
Ursprung des Krieges, von M. D. Cavilja . . 215
Die Neuigkeit, von Fr. J. Schaffer 216
Vogel und Frosch, von Vincenz Zusner . . . 218
Freigeisterei, von Alexander Gigl 219
Der Traumgott des Tages, von Ferd. Kürnberger 222
Der morsche Baum und der Gärtner, von Nordmann 225
Uebermuth, von Alexander Gigl 227
Die beschneite Tanne, von Ferd. Bodgorscheck . . 231
Die Magnetnadel, von Adolph Foglar . . . 233
Verstand und Recht, von Alexander Gigl . . 238
Apfelbaum und Trauerweide, von Vincenz Zusner 240
Die Reben, von demselben 241
Palme und Birke, von Ritter von Levitschnigg . . 242
Die Vöglein und die Eule, von J. J. Hannusch . 244
Gukguk und Nachtigall, von Joh. Nep. Vogl . . 247

Balladen.

Das Haus der Kolowrat.

Es schläft der vierte Karl
Von Sorgen eingewiegt,
Zu Pisa in dem Schlosse,
Das dort am Como liegt,
Wie ist seine Stirn so finster
Sein Antlitz wie so bleich,
Man sieht's es ist an Freuden
Sein Leben nicht zu reich.

Manch trübe Bilder ziehen
An ihm vorbei im Traum,
Doch reglos liegt die Weite,
Ein nächtig finstrer Raum,
Nur draußen im Gemache,
Das Haupt auf's Schwert gestützt,
Halb träumend und halb wachend,
Sein treuster Ritter sitzt.

Das ist der Böhmen-Eckhart,
Der dorten hält die Wacht,
Der hat auf jedes Härlein
Vom Haupt des Kaisers Acht,
Das ist der wackre Benesch
Von Kolowrat benannt,
Der seines Kaisers Feinden
Nur allzugut bekannt.

Horch auf! was schallt von ferne
Heran für dumpfer Klang,
Es kommt ein Mann geflogen
Im hastig raschen Gang.
„Auf, auf, Herr Benesch! Wecket
Den Kaiser nur geschwind,
Es nah'n die Welschen, welche
Auf Gutes nicht gesinnt."

Da sammelt die Getreuen
Der Benesch voller Hast,
Und weckt den Kaiser schnelle,
Der drüber wohl erblaßt
Doch spricht zu ihm der Benesch:
„Nicht zagt vor dem Verrath,
So lang' mit seinem Schwerte
Bei euch der Kolowrat."

Und horch, schon wird es lauter
Schon strömt ein wilder Troß,
Mit blanken Speer und Beilen
Heran zum Königsschloß,
Jetzt schallt ihr wirres Schreien,
Jetzt stürmen sie an's Thor,
Da bricht mit seinen Treuen
Der Kolowrat hervor.

Den Kaiser in der Mitte,
Wie einen heil'gen Schatz,
So machen ihre Schwerter
Sich durch die Menge Platz,
Da klingts von allen Seiten
Da fließt es rings von Blut,
Doch mitten geht der Kaiser
In seiner treuen Hut.

So kommen sie zur Brücke
Die über'n Como führt,
Wo aber doppelt grimmig
Ihr Haupt die Hyder rührt.
Da keilen sich die Welschen
Zu einem dichten Knäul,
Da brechen auf die Deutschen
Hinein sie mit Geheul.

Und sieh, schon hat der Frechste
Den Carol selbst erreicht,
Schon blinkt sein Stahl im Rücken! —
Ein Stoß — und er erbleicht.
Noch aber sieht's der Benesch
Und schaut nicht müßig zu,
Ein aufgereizter Löwe
Stürzt er sich hin im Nu,

Erfaßt mit beiden Händen
Den grimmen welschen Mann,
Hebt hoch ihn auf und schleudert
Mit wilder Wuth ihn dann
Hin über alle Häupter
Hinab zur dunklen Flut.
Und ruft: „Da drunten kühle
Bandit, dein Schurkenblut!"

Kaum aber sah'n die Welschen
Was Kolowrat gethan,
Da öffnen voll Entsetzen
Den Deutschen sie die Bahn,
Wohl klingt noch manch ein Schwertstreich,
Wohl fließt noch manch ein Blut,
Doch geht beschirmt der Kaiser
In seiner Treuen Hut.

Bald steht Herr Carol wieder
Zu Frankfurt in der Stadt,
Zu der den Weg gebahnet,
Sein treuer Eckhart hat,
Darum auch liebt er diesen,
Als wär's sein eigen Sohn,
Und schenkt die Grafenkrone
Ihm als verdienten Lohn.

Noch lange blieb der Edle
Ein Hüter seines Herrn,
Und mochte selbst im Grabe
Von ihm nicht bleiben fern,
Doch fand der neue Kaiser
Bald aus der Benesch Haus
Auch einen neuen Benesch
Von Kolowrat heraus.

Und so im Lauf der Zeiten
Geschah es immerdar,
Daß nah dem deutschen Kaiser
Ein solcher Benesch war,
Ein Sproß aus jenem alten
Gewaltigen Geschlecht,
Der seinen Herrn beschirmte
Und seines Herren Recht.

Und jetzt noch steht dem Kaiser
Zunächst an seinem Thron
Ein Kolowrat, als Hüter
Durch viele Jahre schon.
Und war sein Ahn ein Schützer
Durch Heldenmuth und Kraft,
Ist Der's durch Geistesgröße,
Die nichts als Edles schafft.

Denn unter seinem Schilde
Erblüht in Oesterreich,
So Handel, Kunst und Wissen,
Wie leicht in keinem gleich,
Und schon ist aufgeschossen
Durch ihn manch schöne Saat
Und Dank und Segen folgen
Dem Namen: Kolowrat.

Joh. Nep. Vogl.

Die beiden Fechter.

Fortgerissen, ohn' Erbarmen,
Aus der todten Gattin Armen,
Von dem Sohne, der noch ficht,
Ob sein Arm auch blutend, bricht;
Von der Väter theurem Herde,
Ward ein kühner deutscher Mann,
Und auf Roma's stolzer Erde
Kommt er, ein Gefangner, an.

Selbst gebeugt noch, schlank wie Eichen;
Mit dem blauen, blitzereichen
Trotzaug', mit dem Löwenmark;
Mit den Gliedern, riesenstark,
Taugt er wohl zum Cirkus-Fechter,
Wird auch aufbewahrt dafür;
Wird auch, als ein Todverächter,
Zierlich fallen, nach Gebühr.

Und es kam die Zeit der Spiele;
Brausend drängt sich, im Gewühle,
Schaar an Schaar, zum Cirkus hin.
„Endlich wird den stumpfen Sinn,"
Heißt's, „ein blutig Spiel erheben:
Der gefangnen Deutschen Brut
Ficht ja heut auf Tod und Leben,
Und die Deutschen fechten gut."

Zahllos, Kopf an Kopf; erhoben
Von der Erde bis nach oben,
Braust und harrt die Meng entlang;
Schmetternd dröhnt der Tuba Klang,
Jener Deutsche, wie Alcides
Tritt, voll Trotz, nun auf den Plan,
Und kein Zuck des Augenliedes
Klagt ihn eines Bangens an.

Ernstvoll, ohn' ein Glied zu regen,
Schaut er seinem Feind entgegen,
Der ein Deutscher war, wie er;
Jetzo sind sie's nimmermehr!
Beide Sklaven, beide Knechte,
Und nur der zum Herrn erhöht,
Der, nach blutigem Gefechte,
Auf des Andren Nacken steht.

Jetzt hervor aus offnen Schranken
Stürzt es, mit dem Stahl, dem blanken,
Jünglinghaft, voll Grimm, voll Hast,
Eilt, reibt auf, sieht, und — erblaßt!
Beider Schwerter sinken nieder, —
Beide schluchzen einen Ton: —
Sind es Freunde? sind es Brüder?
Nicht doch — Vater ist's und Sohn!

Und die Römer selbst vergessen,
Daß sie hier nur stets gesessen,
Blut zu schau'n auf wunder Brust,
Nicht der Thränen heil'ge Lust!
Aufwärts ihre Daumen hebend,
Während sich das Par umschlingt,
Schrein sie: „Gnade!" — daß belebend,
Ihr Gejauchz' gen Himmel dringt.

Joh. Gabr. Seidl.

Mohamed und die Katze.

Mit seinen Freunden im Gemach
Saß der Prophet vertraulich,
Von Menschenthum und Milde sprach
Er Worte tief erbaulich.

Wer je ein weinend Herz verließ,
Wird nie zu Gnaden kommen,
Doch wird vom Herrn im Paradies
Das Thier selbst aufgenommen.

Sie saßen still und aufhorchsam —
Denn, er belehrte jeden;
Nur einen Hörer überkam
Der Schlaf bei seinen Reden.

Mohamed's Lieblingskatze war's,
Die, als sie ihm geschmeichelt,
Auf einen Zipfel des Talars
Entschlief, von ihm gestreichelt.

Von der Moschee ließ zum Gebet
Jetzt laut der Ruf sich hören,
Doch mochte nimmer der Prophet
Den Schlaf der Freundin stören,

Und schnitt den Zipfel ab vom Kleid,
Dann ging er um zu beten,
Die Jünger wußten nun Bescheid
Von der Milde des Propheten.

Ludwig Aug. Frankl.

Die Probe.

Der Herrscher Harun-al-Raschid,
Vor dem sich der Orient gebeugt,
Er hatte mit seinem Weibe
Zwei tüchtige Söhne gezeugt.

Wer hoffnungsvoller von Beiden,
Ob Mamun, ob Feim, war schwer,
Unmöglich fast zu entscheiden,
Doch liebt er den ältern mehr.

Die Mutter vergoß manche Thräne,
Es macht ihr die Vorliebe Schmerz,
Denn gleich theilten beide Söhne
Sich in ihr mütterlich Herz.

Und mancher Zwist entspann sich,
Die Mutter den Vater schalt,

Daß Ein Sohn ihm so wenig,
Der Andre so viel ihm galt.

Doch Harun versetzt: „Meine Neigung
Ist nicht einer Laune Spiel,
Der Feim liebt mich nur wenig,
Der Mamun liebt mich so viel."

Und da Zobeide behauptet:
Es lieben ihn Beide gleich heiß,
Verspricht er durch eine Probe
Zu geben ihr den Beweis.

Vertraute sandt' er an Beide,
Die mit hofmännischer Kunst
All' ihren Neigungen fröhnend,
Erwarben sich ihre Gunst.

Und eines Tags trat der Günstling
Gebeugt vor Prinz Feim hin
Und sprach: „Du weißt, daß mit Leben
Und Blut ich ergeben dir bin."

„Doch leid' ich dadurch auch Verfolgung,
Und hoffe, wenn einst der Sohn
Dem Vater als Herrscher folget,
Von seiner Gnade den Lohn!"

Und Feim erwidert: „Ich weiß es,
Du dienest mir liebend und treu,
Dein Lohn, bin ich einst Kalyfe,
Die Großwesirsstelle sey."

Und eines Tags trat der Günstling,
Der And're, vor Mamun hin,
Und sprach: „Du weißt, daß mit Leben
Und Blut ich ergeben dir bin."

„Doch leid ich vom Vater Verfolgung,
Weil ich so ergeben dem Sohn,
Drum, wenn einst wird sterben der Vater,
Erwart' ich von dir meinen Lohn!"

Und Mamun erwidert: „Ich weiß es,
Du dienest mir liebend und treu,
Doch sprichst du vom Tod meines Vaters,
So spalt' ich den Kopf dir entzwei!"

Und als von der Antwort der Prinzen
Man Kunde den Aeltern gibt,
Da fand Zobeide, daß Harun
Den Manun mit Recht mehr geliebt.

J. F. Castelli.

Der Gang im Schnee.

In dichten Flocken fällt der Schnee,
In Nebel hüllt sich Thal und Höh',
Ein Weib nur geht, von Angst erfüllt,
Die Pfade, die der Schnee verhüllt.

Sie konnt' nicht weilen mehr im Haus,
Sie mußt' zu Sturm und Frost hinaus,
Dem Sohn entgegen, den so lang'
Sie schon erwartet, kummerbang.

So eilt sie hin ein flücht'ges Reh,
In dichten Flocken fällt der Schnee,
Doch naht kein Sohn, der Pfad bleibt leer,
Wie wird's im Herzen ihr so schwer.

Und dicht und dichter fällt der Schnee,
Schwarznächtig liegt's um Berg und See,

Doch rastlos treibt's von Ort zu Ort
Die gramerfüllte Mutter fort.

Da schwindet ihre letzte Kraft,
O kummervolle Pilgerschaft!
Schon sinkt sie hin mit Ach und Weh,
Und immer wilder flockt der Schnee.

Da plötzlich schallt ein ferner Laut,
Sie horcht von tiefster Angst durchgraut,
Sie horcht in banger Zweifel Qual,
Da gellt der Ruf zum zweiten Mal.

„Mein Kind! mein Kind!" So schreit darauf
Das Weib und reißt sich hastig auf,
Denn, von des Wahnsinns Glut entbrannt,
Hat sie im Schrei den Sohn erkannt.

„O Himmel, jetzt nur zeig den Pfad,
Daß noch zur Zeit ihm Hülfe naht,
O reich den Faden mir, die blind
Durchirrt dieß grause Labyrinth?"

Und haltlos eilt sie fort und dringt
Durch Schnee und Wildniß angstbeschwingt,
Den Leib gepeitscht vom Sturmgeweh',
Doch dicht und dichter flockt der Schnee.

Da liegt's gehäuft vor ihrem Pfad,
Wie sich's gelöst vom Felsengrat,
„Hier muß er seyn! Daß ist sein Grab!"
Sie ruft's und sinkt zur Erd' hinab.

Die Brust durchwühlt vom tiefen Weh,
Durchwühlt sie rastlos d'rauf den Schnee
Von der Lawine, deren Fall
Noch fern verbraust im Widerhall.

Sie gräbt und wühlt, da ragt hervor
Ein Zipfel Tuch, nun taucht empor
Ein Antlitz, — Weib! Nur jetzt geschwind
Die Hülle fort, es ist dein Kind!

Und von der kalten eis'gen Last
Befreit den Sohn des Weibes Hast,
Er lebt, er langt zu ihr hinauf,
Der ganze Himmel thut sich auf!

Und bald, befreit von allem Harm,
Die Mutter hält ihr Kind im Arm;
Doch sagt, wer konnt' ihr Führer seyn? —
Ein Mutterherz nur konnts allein.

Joh. Nep. Vogl.

Die Rache.

Zu Rosse hoch, umhüllt vom Kriegerkleide
Zieht Saladin, der Sultan, nach Bizanz,
Es sprüht sein Blick Triumph und Siegerfreude,
Um seine Schläfe schwebt der Lorbeerkranz;
Der Lorbeer, den er kämpfend sich errungen,
Als er der Christen kühnes Heer bezwungen.

Er nimmt, umringt von Kriegern und Wesiren,
Der Muselmänner Huldigungen an,
Die mit den Häuptern fast den Staub berühren,
Wie sich des Sultans Kriegstrophäen nah'n;
Und rings umher im endlosen Gedränge
Beugt sich dem Kaiser ehrfurchtsvoll die Menge,

Und Einer nur auf eines Giebels Spitze,
Den ihn die Neugier kühn besteigen hieß,
Saß oben hoch auf seinem luft'gem Sitze,
Von wannen frei den Blick er schweifen ließ,
Und ob des Einzugs prächtigem Gepränge
Vergaß er, sich zu neigen mit der Menge.

Und als der Kaiser auf des Giebels Rücken
Den Frevler schaut, da ruft er zornesroth:
„Du wagst es, frech den Sultan anzublicken?
Dieß lohne Hochverräther dir der Tod!"
Dann faßt den Bogen er mit raschen Händen,
Um einen Pfeil noch rascher zu versenden.

Es zischt der Pfeil — das Opfer stürzt hernieder,
Ein Knabe war's, den das Geschoß erlegt,
Zerschmettert sind vom Sturz die jungen Glieder,
Durchbohrt die Brust, — in der kein Herz mehr schlägt;
Und aus der Wunde, wie aus einer Quelle,
Entströmt des Blutes rothe Lebenswelle.

„Hin lasset mich — laßt mich zu meinem Knaben,"
Also vernimmt es plötzlich jeglich Ohr,
„Nun mag er auch noch mich zum Opfer haben,
Der sich den Sohn zum Opfer schon erkohr.
Doch sagen will ich ihm's vor seinem Throne,
Daß ob den Sternen noch ein Richter wohne!"

Zugleich durchdringet scheu die dichten Massen
Ein bleicher Greis, von starrem Schreck durchbebt,
Um seines Sohnes Leichnam zu umfassen,
Der frühe und — so gräßlich ausgelebt.
Er wirft sich jammernd auf die todten Glieder,
Und heiße Thränen weint er auf sie nieder.

Der Sultan schaut's — er schaut mit trübem Sinnen,
Welch' tiefen Schmerz der greise Vater fühlt,
Und Reue folgt dem plötzlichen Beginnen,
Die wie ein Giftpfeil ihm die Brust durchwühlt;
Den reich gestickten Kaftan abzulegen
Beeilt er sich, und geht dem Greis entgegen.

„Den scharfen Dolch hier, zieh aus seiner Scheide."
Dieß ruft der Sultan, und zerreißt sein Kleid,
„Und stoße keck die giftgetünchte Schneide
In meine Brust, die sich dir offen beut,
Was ich gethan im frevlen Uebermuthe,
Ich sühnte gerne es mit meinem Blute."

Schon zuckte mit dem Stahl in seinen Händen
Der kühne Greis nach Sultan Saladin —
Doch plötzlich schien der Rache Groll zu wenden
Sich in Versöhnung und in milden Sinn;
Er trocknete von den verwelkten Wangen
Die Thränen, die ihm aus den Augen drangen.

„Was nützt es, nun der Rache noch zu fröhnen?“
Also der Greis mit stiller Trauer spricht,
„Drum will ich Herrscher mich mit dir versöhnen,
Das Grab gibt seine stummen Toden nicht. — —
Sich rächen? —Ja, wohl ist es süß, solch Streben— —
Doch süsser ist Vergessen und Vergeben!“

Wilh. Fried. Damaschka.

Ein Wirth in Sevilla.

Drei junge Wand'rer zogen bei erster Tagesglut
Zum Thore von Sevilla hinaus mit leichtem Muth.

Ihr Maulthier und Gepäcke mocht' wohl voran schon seyn,
Und war es nicht voran schon, vielleicht kam's hinterdrein.

Im Gasthof von Sevilla, genannt zum gold'nen Stern,
Da hatten durch acht Tage geweilt die jungen Herrn.

Da hatten sie geharret auf neues Reisegeld
Und manch' ein rundes Sümmchen beim Scheiden aufgezählt.

Der Morgen war so heiter, so freundlich als ihr Sinn,
Drum schritten sie auch fröhlich den schönen Weg dahin;

Den Pfad, der kühl und schattig sie führt, durch einen Wald,
Wo in der Bäume Wipfel manch' helles Lied erschallt.

Der Boden unter ihnen, vorlängst das Mauren-Reich,
Ist an Erinnerungen, Geschicht und Sagen reich.

So kommt das Neu', das Alte, im Sprechen auf die Bahn,
Das herrliche Sevilla auch nicht zuletzt daran.

Da blitzen, wie durch Zauber, auf sie vier Feuerrohr',
Vier Andalusier treten aus dem Gebüsch hervor;

Mit Messern in den Gürteln, den Flintenhahn gespannt,
Zum Nehmen ausgestrecket die offne, linke Hand.

Darauf ist zu erlegen ein bill'ger Weges-Zoll;
Man muß sich schnell entschließen, wenn's Blut nicht gelten soll.

Bescheiden schreitet vorwärts der jüngste von den Drei'n:
„Woll't, edle Herr'n des Waldes ein günstig Ohr mir leih'n!

Wir kommen von Sevilla und leisten Bill'ges gern,
Doch waren wir acht Tage beim Wirth im gold'nen Stern."

Da wichen die vier Männer und sah'n einander an,
Und Einer, der ihr Führer, zu sprechen so begann:

„Habt ihr gewohnt acht Tage beim Wirth zum gold'nen Stern,
Ward eure Börse klanglos, das glauben wir euch gern."

„Wir wollen nicht, zu nehmen, wo Nichts ist, uns bemüh'n
Ihr seyd schon ausgeplündert und mögt in Frieden
zieh'n!"

M. D. Cavilja.

Landgraf
Ludwig der Achte von Hessen-Darmstadt.

Der Morgen graut, es schimmern gold'ne Funken
Hoch um den blätterlosen Hain,
Und in der Fenster weite Reih'n;
Ob hier ein Kranich aus der Luft gesunken,
Vielleicht ein Stein sein rothes Blut getrunken? —
Das alte Schloß ist Jagdschloß Kranichstein.

Heut' schweigt der Lärm, der sonst in tausend Wellen
Hervorgefluthet aus dem Jägerhorn,
Und links und rechts gestrebt durch Busch und Dorn,
Das Jagdroß weilt in seinen Ställen;
Nur ungeduldig lautes Hundebellen
Ruft häufig wach des Jägers Zorn.

Heut' schweigt der Lärm; durch seine Zimmer schreitet
Ludwig der Achte, bleibt oft sinnend steh'n,
Manch' Bildniß an den Wänden zu beseh'n,
Und wie das Auge d'ran vorübergleitet,
Hat eine Landschaft sich ihm ausgebreitet,
Um die der Jugend Zaubernebel weh'n.

Nicht jene Landschaft, die sich, abgeschlossen,
Den hellen Teich mit Schwänen eingestreut,
Noch heute gern des Städters Blicken beut,
Wenn er hinaus mit fröhlichen Genossen
Zum Weine zieht, mit blanken Jagdgeschossen
Zum edlen Waidwerk, das die Seele freut.

Noch einmal blickt der Landgraf nach dem Bilde
Theresia's und nach dem Kaiser Franz,
Umgeben von der Kinder blüh'ndem Kranz:
Hier waren ihm die freundlichen Gefilde
Emporgetaucht aus Lieb' und Kraft und Milde,
Und halb versunk'nen Sonnenglanz.

Im Silberhaar, mit tiefgebeugtem Rücken,
Gleich einer Pappel, die sich zitternd rührt,
Wird Landgraf Ludwig durch den Gang geführt,
Den heute noch die Hirschgeweihe schmücken,
Von dannen sie zum Hof hinunter blicken,
Stolz, wie dem Zackenwald gebührt.

Ein Wagen hält. Die treuen Rosse fliegen
Schnell über's Feld und durch den Buchenhain,
Um den die Märzenveilchen Düfte streu'n,
Schneeglöckchen übers Eis des Winters siegen,
Die Lerchen hoch sich in den Lüften wiegen
Und schnee'ges Wasser träufelt über'n Rain.

„Nach Heusenstamm!" so spricht die welke Lippe
Landgrafen Ludwigs vor sich hin,
„Dort werden sie anheut vorüber zieh'n."
Und wieder lenkt in waldiges Gestrippe,
In eines Hohlwegs zackigtes Gerippe
Der raschen Pferde feuriges Bemühn.

Hier ist der Ort. Die dunkeln Tannen schweigen,
Es schweigt die Flur, doch mit der Stunde Klang,
Die g'rade jetzt vom Dorf herüber drang,
Wird auch der Kaiser sich dem Landgraf zeigen,
(So sprach sein Bothe), sich ihm gnädig neigen,
Und näher schon tönt Ruf und Rossegang.

Der Kaiser ist's, Theresia's Anvermählter,
Es ist der gute Kaiser Franz,
Sein Joseph ist's, im frischen Jugendglanz:
Als Deutschlands König, als vom Reich Gewählter,
Die Wange röther und das Aug' beseelter,
Zieht er dahin nach Frankfurts Mauernkranz.

Dort will der Vater ihn zum Dom geleiten,
Zum alten Römer, zu dem Roßmarkt auch,
Zu Pomp und Fest und langbewährten Brauch:
Schon sieht er sich die Zeil' hinunterreiten,
Hört Vivatruf und lautes Glockenläuten,
Und Festmusik im frischen Morgenhauch.

Da hält der Zug. Vom hohen Kutschenschlage
Steigt Kaiser Franz, es folgt ihm rasch der Sohn,
Und zitternd spricht mit würdevollem Ton
Ludwig der Achte: „An so schönem Tage,
D'ran selbst verstummt des Alters strenge Klage,
Darf ich nicht fehlen an des Kaisers Thron."

„„Kommt mit nach Frankfurt! denkt der schönen Zeiten,
Als ihr ins Heidelbergerthal
Mir zugebracht die Kunde meiner Wahl!""
„O gnäd'ger Kaiser, dieses liegt im Weiten,
Gern möcht' ich euch und euer'n Sohn begleiten,
Doch müd' und schwach wank' ich im Römersaal."

Der Landgraf sagt's und eine junge Fichte
Dient im als Stütze und zum holden Blick
Kommt einmal noch die Jugendzeit zurück,
Als wenn sie sich von sel'gen Welten flüchte;
Auch um des Kaisers würdig-ernst Gesichte
Spielt Heiterkeit und frisch gekeimtes Glück.

Und ihrer hohen Herrin denken Beide,
Der Kaiserin Theresia:
Stets war mit Huld sie Landgraf Ludwig nah;
Er zog für sie zum blutgetränkten Streite,
Im Fürstenpomp und in des Jägers Kleide
Freut' er des Blicks sich, welcher auf ihn sah.

Als nun der Worte Widerspiel geendet,
Da nimmt der Kaiser freundlich Ludwigs Hand,
Und drückt sie fest und hält sie unverwandt:
„„Ihr seyd der beste Freund, der mir gesendet!““
Der Kaiser spricht's. Zum Wagen hingewendet
Ist Jeder schnell und eilt durch Flur und Land.

Indeß in hohen, reich geschmückten Tagen
Vater und Sohn zu Frankfurt sich ergeh'n,
Juwelenlichter um die Scheitel weh'n,
Läßt Landgraf Ludwig eine Münze schlagen,
Auf ferne Zeit die Kunde noch zu tragen
Von Heusenstamm und seinem Wiedersehn.

Karl Buchner.

Das Amt der Priesterin.

„Fluch über Alcibiades!
Demeter's heil'ge Dunkelheit,
Demeter's ernste Schauernacht
Hat seine Sünderlipp' entweiht!
Fluch über ihn, ihr Bürger, Fluch!
Ein schlechter Bürger ist der Mann,
Der Hohn den ew'gen Göttern spricht.
Flucht, Bürger flucht!"

„Die Bürger fluchen ihm!"

Fluch über Alcibiades!
Der reichen Segenspenderin,
Der Welternährenden im Krieg
Und Frieden Großen sprach er Hohn.

Fluch über ihn, ihr Krieger, Fluch!
Ein feiger Krieger ist der Mann
Der seinen Schirm nicht dort erkennt!
Flucht, Krieger, flucht!

Die Krieger fluchen ihm!

Fluch über Alcibiades!
Ihr, die der Musen Brust gesäugt,
Ob ihr des Wortes, ob des Stein's,
Ob der Bewegung, ob des Klang's,
Ob ihr der Farbe schalten mög't,
Flucht ihm, ihr Musensöhne, flucht!
Die Kunst verschmäht, wer Götter schmäht,
Denn im Olympos fußt die Kunst.
Flucht dem Barbaren, flucht!

Und Alle fluchen ihm.

Nun aber wend' ich mich zu Dir,
Demeters ernste Priesterin!
Die Göttin, der du opfernd dienst,
Hat er entheiligt! Fluch' ihm, fluch!
Tritt hin, rühr' an sein gottlos Haupt;
Zwei Locken raub' ihm, streue sie,
Verwünschung murmelnd, in die Glut,
Daß Dis, der schwärzlich thronende

Daß der Erynnen Schlangenchor,
Daß es der Moiren drei gewahrt!
Tritt hin, berühr' ihn, sprich ihm Fluch!" —
Der Richter sprichts; — die Priesterin,
Die charisvolle, geht, und tritt
Zum Sünder, der entgeistert steht,
Und legt die Hand ihm auf das Haupt,
Und blickt ihm in das Aug' und spricht:
„„Nicht Fluchen — Segnen ist mein Amt!""

Der Richter staunt;
Der Sünder weint;
Das Volk verzeiht!

Joh. Gabr. Seidl.

Der Schützling.

Horch, Hörnerklang und Treiberruf,
Ha, wie das klingt und schallt,
Der Oesterreicher Kaiser jagt
Nicht fern von Wien im Wald.
Mit ihm der Baiern alter Max,
Der Däne, weiß von Haar,
Und Alexander, welcher herrscht
Im Reußenland als Czar.

Wohlauf, wohlan, nun laßt uns seh'n,
Wem hold Diana ist,
Und wer von uns das Beste sich
Im heut'gen Weidwerk schießt! —
Und über Busch und Weißdorn setzt
In Angst und Todesweh
Der Hirsch, in Lüften das Gehörn,
Das leichtbeschwingte Reh.

Und hinterher der Treiber Troß,
Mit Toben und Juhei,
Und schaut — schon stürzet Hirsch und Reh
Getroffen von dem Blei.
Da kommt im Flug durch's Waldgeheg'
Ein Rehlein auch heran,
Das weiß nicht wo es nehmen soll
Zur Rettung seine Bahn.

Das schaut mit todesbangem Blick
Die Schützen ringsherum,
Dann kehrt's von neuer Angst gejagt
Gar hastig wieder um.
Doch ach, da sperrt der Treiber Schaar
Ihm rings den Weg zur Flucht,
Wie's auch nach diesem schnell und scheu
Im weiten Kreise sucht.

Und wieder, wie verzweifelnd, fliegt's,
In seiner höchsten Noth,
Hin zu den Reih'n der Schützen wo
Sein harrt der sichre Tod.
So fliegt es fort und fort, doch bringt
Die Hast ihm nicht Gewinn,
Zum Tod ermattet sinkts zuletzt
Vor Alexander hin.

Den blickt es an in seinem Schmerz
Als wollt zu ihm es fleh'n:
O rette mich, du starker Mann,
Sonst ist's um mich gescheh'n!
Und Alexander wirft sogleich
Die Büchse hin zur Erd'
Und streichelt sanft das zarte Thier,
Das Hilf von ihm begehrt.

Dann reißt er von der Brust sich selbst
Herab das breite Band,
Und schlingt es um den schlanken Hals
Dem Reh mit hast'ger Hand.
Da kommt mit den Gefährten all
Herbei der Kaiser Franz,
Der steht, wie er die Gruppe sieht,
Vor ihr verwundert ganz.

Doch Alexander spricht zu ihm:
„Herr Kaiser, laßt dies Thier
Mir frei, da 's seine Zuflucht nahm
In höchster Noth zu mir.
Es brächt' mir Weh', müßt' ich im Blut
Den armen Schützling schau'n,
Denn nimmer soll auf Kaiserhuld
Ein Herz vergebens bau'n."

Und um den Rußenherrscher steht
Bewegt der bunte Schwarm,
Doch Oest'reichs Kaiser drückt dem Czar
Die Hand gar fest und warm:
„Nie werde diesem Reh hinfort
Gekrümmt auch nur ein Haar,
Es soll an euer edles Herz
Mich mahnen immerdar."

Johann Nep. Vogl.

Der blinde Geizhals.

Was rasselt durch die stille Nacht
Mit schauerlichem Klang? —
Der blinde Wechsler ist's, der wacht
Bei seinem Geld so lang. —

„In meinem finstern Kämmerlein
Ist nur für Zweie Platz,
Für meinen Leib so schmal und klein
Und dann für meinen Schatz."

„Wie's wimmert vor der Thür so hohl,
Mein Vater noch nicht fort? —
Behielt ich den und nährt ihn wohl
Wie stünd's um meinen Hort!"

„Geh hin, du alter schwacher Mann
Dein Haupt ist bloß und kahl,
Und klopf' bei fremden Thüren an
Mein Stübchen ist zu schmal."

„„O öffne doch, mein liebes Kind,
Im Freien ist's so graus,
Es weht und stürmt ein kalter Wind
O laß mich ein ins Haus.""

„„Will nichts verlangen, lieber Sohn
Will hungern für und für,
Doch öffne nur — es wettert schon,
Ich liege vor der Thür.""

„Ei, lieber Herr, ich seh' Euch nicht
Bin schon seit langem blind,
Wer seid Ihr doch, der jammernd spricht
Zu seinem lieben Kind!"

„„Und hörst du nicht des Vaters Fleh'n
Den wohlbekannten Laut,
So mach' ich dir das Auge seh'n
Daß deinen Sinnen graut!""

Drob lacht er Hohn, der Sündenwicht
Und klimpert im Metall

Was braucht er wohl ein scharf Gesicht
Er hört des Goldes Schall.

Und fühlt genau, was falsch und echt
Und kennt, was alt und neu —
Wenn auch das Aug' und Ohr geschwächt,
Der Tastsinn bleibt ihm treu.

Doch plötzlich wird das Gold so heiß
Jedwedes Stück wie Glut!
Der vor der Thür, ein armer Greis
Der hat ein kält'res Blut!

Wo schleuderst du die Münzen hin,
Du Mann so schmal und klein,
Und fährst empor mit irrem Sinn
Und läßt was Fremdes ein? —

Ist nur für Zweie Platz und Raum? —
Die Flamme kommt ins Haus
Schon schmilzt dein Gold zu rothem Schaum,
So jag' sie doch hinaus!

Und wie er in des Schreckens Noth
Verzweifelnd angstvoll ruft,
Da wird es licht wie Morgenroth,
Und glühend in der Luft.

Und sein erstorb'nes Aug' wird hell
Die schwarze Binde sinkt —
Er sieht! — und kennt den Vater schnell
Der durch die Flammen winkt.

„„Und hörtest du mein Flehen nicht,
Den wohlbekannten Laut,
Ich sagt' es ja, ich schaffe Licht,
Daß deinen Sinnen graut!““

Und als ein neuer Morgen lacht
Da ist die Stätte leer —
Und Niemand hört bei stiller Nacht
Den Klang des Geldes mehr!

Alexander Gigl.

Gaetano Pisani.

1790.

„Heißes Werk von zwanzig Jahren,
Das ich schon im Herzen trug,
Als es, jung und unerfahren,
Noch für nichts, als Töne schlug!

Nun gereift mit meinen Sorgen,
Nun gereift mit meinem Glück —
Sinkst du, vor der Welt verborgen,
In des Anfangs Nacht zurück!"

Also vor dem Opernbuche
Sinnend, stand der Meister da,
Und die Spur vom Leidensfluche
Aus dem trüben Auge sah.

Wie ein Dichter, der die Seele
In sein schönstes Lied gehaucht,
Daß es Herzen sich vermäle,
Wenn's in Herzen niedertaucht —

Also lag ein ganzes Leben
In des Meisters Tongedicht —
Und er konnt es nicht erstreben —
Wie es laut zu Menschen spricht!

Denn so ihm, wie seinem Werke
Fehlte — modisch Prunkgewand —
Und die Sprach der Treue, Stärke,
Niemand liebte, noch verstand.

Freilich für Tiradensänger
Sind die Parte allzukühn —
Für verwöhnte Ohrenzwänger
Mochte da kein Lorbeer blüh'n!

Und so kam's, daß als mißlungen
Man das Werk von dannen wies —
Und es wurde nur gesungen,
Was modern und dankbar hieß! —

Doch Pisani stand versunken
Vor dem Buch, im stillen Gram —
Dachte — wie so hoffnungstrunken,
Er das Werk zur Hand oft nahm.

Denn in's Leben will er senden,
Was der Menschengeist erschafft —
Zum Gestalten, zum Vollenden
Daß ihm werde neue Kraft!

Dem ist eine Welt verpflichtet,
Wer sich einer Welt geweiht —
Sey's gefochten, sey's gedichtet —
Doch gethan — ist recht — zur Zeit;

Nur daß oft die Lobespsalme
Einem gelten, der verbleicht —
Und ihr ihm die Siegespalme
Erst an seinem Grabe reicht! —

Solche Ahnung war's, die schneidend
Oft ihm tief zur Seele drang —
Und das Glück sprach, von ihm scheidend:
„Wirst mich missen — lang — so lang!"

II.

Mit des Meisters heißem Wunsche
War die Tochter wohl vertraut —
Sie, auf die Neapels Menge
Als Gesangeskön'gin schaut.

Gleich dem Vater war die Schöne
Herzensrein und geistgestählt —
Ganz ein Kind vom Land der Töne —
Zum bezaubern uns erwählt;

Schöner jetzt, weil helle Freude
Ihr das Antlitz mild verklärt; —
Denn, was man versagt dem Vater,
Ihr ward heimlich es gewährt:

Ueberraschen soll den Meister
Diesen Abend süßer Lohn!
Seine Oper wird gegeben —
Und die Menge harret schon! —

Seiner Tochter Sang zu lauschen
War Pisani gern gewohnt —
Klang's ihm doch wie Flügelrauschen,
Wo im Licht ein Engel thront.

Waren's auch nicht seine Lieder —
War es ihre Stimme doch —
Und er träumte Jugend wieder —
Und er liebte Liebe noch.

So — bewußtlos — ging auch heute
Er wie sonst, in's Opernhaus —
Von der Loge sah er schweigend
In die vollen Räume aus.

Unter dieser Welt von Herzen
Fühlt' er sich verlassen ganz,
Theilnahmslos — und unverstanden —
Ein Juwel von echtem Glanz!

Träumtest wohl einst auch, Pisani!
Wie es gar so herrlich wär':
Diese Herzen zu berauschen —
Wie so herrlich — ob auch schwer!

Wenn Empfindung, Ton geworden
Starre Körper neu beseelt —
Und des Lebens schönste Märchen
Frohen Menschen vorerzählt!

Und zu wissen: Tausend fühlen
So wie Du, bei jedem Ton;
Du hast sie entzückt, begeistert —
Welch' unsäglich hoher Lohn!

Sieh! die Menge! — Deine Tochter
Ist es, die sie hergebannt —
Doch du selbst — Dein dunkles Ahnen
Hast du es noch nicht erkannt!? —

Jetzt beginnt's — in sanften Weisen,
Wie Sonn'aufgang auf dem Meer! —
Dann in mächtigen Akkorden
Stürmt es seelenfesselnd her! —

Dann ein ganzer Südlandshimmel
Voll von süßer Melodie —
Wie in diesen alten Räumen
Er sich aufgethan noch nie! —

Staunend — bebend vor Entzücken
Lauschte der bewegte Saal —
Jetzt mit rasendem Gejubel
Bricht es los mit Einem Mal,

Und ein: Lebehoch! dem Meister,
Dem sich Alles zugewandt,
Donnerte aus tausend Kehlen,
Leidenschaftlich übermannt! —

Doch wie einer, der zurück sich
Wieder in das Dunkel sehnt,
Bleibt Pisani in der Loge
Tiefe, still zurückgelehnt.

Kalt und blaß — nur auf den Lippen
Ein verklärtes Lächeln sprach:
„Seinen herzentrung'nen Tönen
Zieht ein müder Sänger nach!"

Ludwig Foglar.

Des Kaisers Retter.

Es war der Kaiser Joseph, der große Mensch und Held,
Der Abends vor dem Treffen, dahin ritt über's Feld;
Er ließ die Zügel hangen, Gott weiß, worein versenkt:
Wie mag, wer klein ist, denken, was sich der Große denkt?!—

Da kommt es plötzlich sausend, wie Sturm herangejagt,
Verwegne Türken sind es, die sich voraus gewagt,
Der Kaiser sieht sie kommen, nun gilt es keine Wahl,
Er setzt sich fest im Sattel und faßt den kräft'gen Stahl.

Die Türken nah'n und weichen mit wildem Hohngeschrei,
Als ob's ein scherzend Necken, ein lustig Jagen sey;
Dann spornen sie die Renner, jetzt rasen sie heran —
Die Damascener blitzen — es ist um ihn gethan!

Doch sieh' — was keucht im Fluge zum nahen Wald heraus, —
Ein Häuflein Reiter flügelt herbei mit wildem Braus;
Der Feuerblick, der Schnurbart, das Männerangesicht —
Und Tracht und Ruf und Haltung sagt: Feinde sind das nicht!

Nein, Ungar-Reiter sind es — an Zahl ein Häuflein zwar, —
Doch in der Feinde Nacken, wohl Jeder wie ein Aar
Das fällt wie Wetterschläge, das trifft dem Blitze gleich;
Welch' theures Haupt es gelte — man merkt's an jedem Streich.

Die Türken sinken heulend, und was nicht sinkt das flieht,
Schon ist es leer von Feinden, so weit das Auge sieht;
Gerettet ist der Kaiser — mit stolzbewußtem Blick
Geleitet bis an's Lager das Häuflein ihn zurück.

„Wie heißt Ihr?“ fragt nun Joseph —„daß man
euch kenn' im Land'“
„„Magyaren!““ war die Antwort, und Mann und
Roß entschwand.
Dem Kaiser aber schwebt' es recht lebhaft wieder vor,
Was Ungarn, auf den Armen Theresia's ihm
schwor!

Joh. Gabr. Seidl.

Zu spät.

Ein Räuber lag im Spittel, dem Sterben nah',
Nur glüh'nde Fieberträume sein Auge sah;
Jetzt wacht er auf vom Schlummer, mit einem Mal
Ist ihm entflohn des Fiebers so heiße Qual.

Wohl floh vorbei das Fieber; ein neuer Schmerz
Benagt jetzt wie ein Geier sein krankes Herz;
Er sieht das kummervolle, das graue Haupt
Des Manns, der einst ihm Vater, den er beraubt.

Der hatt' ihn aufgenommen mit Vatershand;
Er wurde da empfangen wie blutsverwandt;
Es haben All' und Jeder, an Liebe gleich,
Das fremde Kind behandelt, die selbst nicht reich;

Drauf ward, gereift zum Jüngling, er Räuber dann
Und hat mit den Gefährten beraubt den Mann.

Noch schwerer als das Fieber, quält ihn der Schmerz
Und nach dem Trost des Priesters verlangt sein Herz.

Der Priester kommt und neiget sein Angesicht
Herab, und nach der Beichte er leise spricht:
„„Erst, wenn zurückgegeben du Alles hast,
Sey von Dir weggenommen der Sünden Last.““—

Den Sohn des Siechenwärters ruft er zu sich,
Und spricht nur schwach vernehmbar: „Ich bitte Dich,
Geh' vor die Stadt mir eilig, ins Dorf hinaus,
Gleich rechts auf einem Hügel, da steht ein Haus;

Tritt ein und gib dem Vater den Säckel hier;
Erfülle meine Bitte, versprich es mir!“—
Und es versprachs der Knabe, des Wärters Sohn,
Er nahm zu sich den Säckel und ging davon.

Mit stetem Blick der Kranke zur Thüre sah;
Nach einer Stund' ist wieder der Knabe da,
Legt auf das Bett den Säckel und leis' er spricht:
„„Den Mann, den ich gesuchet, ich fand ihn nicht.

Das Haus war ganz verlassen, so öd und leer,
Da ging ich denn nachfragend im Dorf umher.
Da sagten mir die Leute, der Mann sey todt,
Im Schuldenthurm gestorben in banger Noth.““—

„Nimm nochmals mit den Säckel" der Räuber drauf,
„Such die verlaſſne Witwe des Todten auf!" —
Mit Sehnſuchtsblick der Kranke zur Thüre ſah, —
Nochmals ſteht mit dem Säckel der Knabe da.

„„Ich fand des Mannes Witwe im Armenhaus,
Man trug den Leichnam eben im Sarg hinaus"" —
„Nimm nochmals mit den Säckel, der Räuber drauf,
Such die verlaſſnen Kinder der Todten auf." —

Mit zitternd langem Blicke zur Thür' er ſah, —
Nochmals ſteht mit dem Säckel der Knabe da,
Spricht in das Ohr dem Kranken die Worte leiſ':
„„Die Kinder gingen betteln in Schnee und Eis.

Sie blieben auf den Straßen in ihrer Noth,
Der Hunger und die Kälte, das war ihr Tod."" —
Verzweifelnd blickt der Räuber nun himmelwärts,
Das letzte Wort des Knaben, das brach ſein Herz.

Ludwig Gottfr. Neumann.

Albrecht Dürer.

Der Meister Albrecht Dürer saß in der Stub' allein,
Da trat, im schlichten Wamse, der Kaiser Max herein,
Ging auf ihn zu; begrüßt' ihn, wie er voll Staunen stand,
Und klopft' ihm auf die Schulter und schüttelt' ihm die Hand.

„Herr Meister, daß ich komme, hat, spricht er, eignen Grund, —
Ich geb' Euch was zu lösen; doch wißt, nach meinem Mund', —
Hab' meine Grillen; kann sie ja haben — darum stellt
Mir meinen Einzug, Meister, an's Licht, wie's mir gefällt!"

Der Meister hört bescheiden den Wunsch des Kaisers an.
„„Am Willen, spricht er, fehlt's nicht — nur fragt sich's ob ich's kann!
Daß mir bei solchem Werke die Muse günstig sey, —
Deß bin ich sicher, — ist ja doch Euer Bild dabei!““

Max aber nimmt geschmeichelt, die Kreide nun zur Hand
Und zeichnet Dies und Jenes, als Angab' an die Wand,
Doch wie er zeigt und zeichnet, und so erklärt und spricht
Geschieht es nun und wieder, daß ihm die Kreide bricht.

Da gibt er sie verdrießlich dem Meister, der im Flug,
Was Max ihm flüchtig schildert, nun hinwirft, Zug für Zug:
„Weiß Gott, ruft Max, und lächelt, das faß' ich wahrlich nicht,
Mir brach so oft die Kreide und Dir, Dir bricht sie nicht!“ —

„„Gott wend's, entgegnet Albrecht, daß Ihr mir's
thätet gleich:
Das Reich ist Eure Werkstatt, — die Werkstatt ist
mein Reich;
Das Scepter bleibt die Kreide, die Maxens
Hand gebührt,
Die Kreide bleibt das Scepter, das Meister
Albrecht führt.““

Johann Gabr. Seidl.

Die beiden Jäger.

Der Jägersmann eilt unverzagt
Der Gemse nach in gefährlicher Jagd,
Auf der Alpe hoch über Fels und Klippen,
Mit verhaltenen Athem, geschlossenen Lippen.

Hin fliegt das Thier in Angst und Noth,
Dahinter er, in der Büchse den Tod;
Und wie sie so ziehen in flüchtiger Eile,
Erhebt sich ein Sturm mit wildem Geheule.

Doch der Jäger auf seiner raschen Fahrt,
Erfüllt von heißer Begierde, gewahrt
Nicht über dem Haupte den schwarzen Schützen,
Der sein Rohr geladen mit glühenden Blitzen.

Jetzt steht er still, jetzt legt er an;
Um die arme Gemse ist es gethan;
Jetzt drückt er los; die Berge hallen;
Zwei Schüsse sind zugleich gefallen.

Es wälzt sich die Gemse in ihrem Blut,
Und im Thale drunten wallt's auf wie Gluth.
Das waren zwei wohlberechnete Schüsse,
Aus dem Flintenlauf, aus dem Wolkenrisse!

Der Jäger eilt an des Felsens Rand;
Da erblickt er im Thale den hellen Brand,
Und erschüttert sinkt er ins Knie zusammen;
Es ist sein Haus, das steht in Flammen.

Sein Haus mit Weib und Kindern brennt,
Dem Auge so nah; doch der Abgrund trennt
Ihn gähnend von den bedrängten Seinen;
Starr steht er, ein Stein über ewigen Steinen.

Da röchelt die Gemse im Todeskampf,
Und die Hütte bricht ein in Rauch und Dampf,
Und der Jägersmann, der Entsetzenbleiche,
Stürzt reglos hin auf des Thieres Leiche.

Carlopago.

Eljén a Király. *)

Welch' ein Lärmen in der Schenke,
Geig' und Cymbal schallen drein,
Und der Werber, der gelenke,
Bietet tanzend Geld und Wein.

„Auf, wer wird noch länger säumen,
Frisch zum Handschlag reicht die Hand,
Müssen bald die Rosse zäumen,
Jagen durch der Haide Sand."

*) Der Ruf: Eljén a Király: Es lebe der König, wird Elejen a Kiral ausgesprochen.

„D'rum ihr Magyarensöhne,
Von der Väter Muth durchglüht,
Laßt den Andern Pflug und Fröhne,
Da für euch der Lorbeer blüht!"

Und die raschen Bursche drängen
Kühn zum Werber sich hinan,
Und mit wilden Cymbalklängen
Schallt ihr Jubel himmelan.

Nur ein kräftig stolzer Junge
Hört mit Gram das Aufgeboth,
Ach, dem Armen ist die Zunge
Für den Klang der Rede todt.

Mächtig drängt's ihn hinzutreten,
Mitzufechten als Magyar,
Doch der Stummheit Eisenketten
Schließen aus ihn von der Schaar.

Darum blinkt sein Aug' in Thränen
Ballt sich krampfhaft seine Faust,
Doch umsonst ist Harm und Sehnen,
Und der Zorn, der ihn durchbraust.

Sieh, da schwenkt der Werber wieder
Hoch den Krug und jauchzt sodann,
„Eljén a Király, ihr Brüder,
Wer ein Held, der klingt mit an!“

Und mit Toben stürmen Alle
Auf den Ungarreiter los,
Und es jauchzt mit wildem Schalle
Eljén a Király der Troß.

Ach, da kann der Stumme nimmer
Zähmen seines Herzens Gluth,
Und das Aug' im feuchten Schimmer
Stürzt zum Werber er voll Muth,

Faßt ein Glas im höchsten Grimme
Ueber seiner Ohnmacht Qual,
Schwingt's und — ruft mit lauter Stimme:
„„Eljén, eljén a Király!““

Staunend blickt wohl auf den Jungen
Alles da, erstarrt zu Stein,
Doch der schlägt von Lust durchdrungen
In die Hand des Werbers ein,

Und in Worten, voll und tönig,
Leistet er den Eid der Treu',
Denn die Lieb' für seinen König
Gab die Sprache ihm auf's neu'.

Johann Nep. Vogl.

Der Tausch.

1306.

An Kaiser Albrecht's Tafel da gab's ein leck'res Mahl,
Geschmückt mit frischen Blumen war Tisch und Stuhl und Saal.
Vom Mund zu Munde liefen die Becher güld'nen Wein's,
Nur Einer schien verdrossen des hellen Freudenschein's.

Des Kaisers jungem Neffen, Johann von Schwaben schwoll
Im Munde jeder Bissen und in der Brust der Groll.

Und als ihn Albrecht fragte, versetzt' er zornig schier:
„Weil Ihr, Herr Ohm, was mein ist, mir wehrt zur Ungebühr!"

„Ich bin es satt zu liegen bei Ritterspiel und Schmaus,
Ein and'res Sehnen spricht sich in meinem Busen aus;
In Schwaben gäb's wohl, denk' ich, ein Feld noch für den Ruhm,
Drum wehrt mir auch nicht länger mein schönes Herzogthum."

Herr Albrecht hört ihn lächelnd, nimmt drauf ein Kränzlein frisch,
Reicht's ihm, zu Aller Staunen, gelassen über'n Tisch,
Und spricht zu ihm: „„Mein Neffe, verkennt mich nicht so gar,
Als wär' es herrisch' Weigern, was treue Sorge war.""

„„Ihr seid noch jung und blühend, habt auf die Freud' ein Recht,
Und — mögt Ihr's nie erfahren! — im Purpur freut sich's schlecht:

Drum, statt des Herzoghutes, nehmt diesen Kranz vielmehr:
Er ziert noch Eure Jugend und drückt Euch nicht so schwer!""

Joh. Gabr. Seidl.

Der Königstein im Taunus.

1796.

I.

Voll Frevelluſt, voll Beutegier,
Bereit zu Mord und Brande,
Drängt ſich die Wucht der Feinde ſchier
In's Herz dem deutſchen Lande.
Du ſiehſt im Dorf und auf der Flur
Des wilden Zuges wilde Spur.

Und vor dem feſten Königſtein
Da lagen ſie in Scharen;
Viel Kugeln ſchießen ſie hinein,
Doch iſt nichts zu befahren.
Unnahbar iſt der Veſte Grund,
Die Mauern bricht kein Feuerſchlund.

Von seinen steilen Höhen trotzt
Ein Häuflein wack'rer Preußen
Dem Heer, das grimmig auf sie glotzt
Und gern sie möcht' zerreißen.
Es fehlt an nichts, und wohlgemuth
Verlacht man dort der Feinde Wuth.

Da beut der Franke vieles Gold,
Den Muth zu untergraben;
Er hofft, es sey um schnöden Sold
Noch ein Verrath zu haben,
Der ihm die schwache Stelle zeigt,
Wo diese Kraft der List sich beugt.

Die Schätze beut vergebens an
Der Feind, die reichen Summen,
Kein Zugang wird ihm aufgethan,
Er spricht zu Tauben, Stummen;
Bis Satan zieht ins Netz hinein
Den Bauer Veit von Falkenstein.

Der führt um vieles schweres Gold
Die Feinde zu der Stelle,
Wo zwischen Felsgeklüft hinrollt
Die klare Wasserquelle,
Daraus der Freunde Durst sich stillt,
Daraus der Veste Kraft erquillt.

Bald ist der klare Quell versiegt,
Die Durstenden verschmachten,
Der Ungelabten Kraft erliegt:
Wohin sie nimmer brachten
Der kecken Feinde Rath und That,
Bracht' es ein schmählicher Verrath.

Zum Tode schwach, zieht bald herab
Die kleine Schaar der Preußen;
Der stolze Bau fällt in sein Grab,
Als Minen ihn zerreißen.
Nur Trümmer seh'n in's Thal herein
Von dem verrath'nen Königstein.

II.

Stolz auf seine vollen Säckel,
Lustig in die Welt hinein
Blickt der reich gewordne arme
Bauer Veit von Falkenstein.

Aber wen er auch mag grüßen,
Keiner gibt ihm einen Dank;
Alle, so ihn seh'n, entweichen,
Als ob er am Aussatz krank.

Tritt er keck in eine Schenke,
Heischet einen Schoppen Wein,
Läßt man einsam ihn am Tische,
Und der Wirth schenkt ihm nicht ein.

Vor der Unbill, wie er's nennet,
Sucht er bei den Feinden Schutz;
Doch auch die aus ihrer Nähe
Weisen ihn hinweg voll Trutz.

Grollend zieht er in die Ferne,
Wo kein Mensch den Fremden kennt,
Wo kein Nachbar, wo kein Schandmal
Ihn bei seinem Namen nennt.

Und die vollen Säckel öffnen
Ihm, dem Fremdling, allerwärts,
Wie's in dieser Welt schon Sitte,
Bald ein gut', ein schlechtes Herz.

Also treibt er's manche Jahre, —
Denn der Sünde Sold war reich, —
Lustig waren seine Tage,
Und des Nachts sein Lager weich.

Aber einer um den andern
Von den Säckeln wurde leer,

Und es füllte von den leeren
Sich mit Golde keiner mehr.

Und die Zeit, anstatt zu löschen,
Was schon fern lag ihrem Lauf,
Rief aus ihrem tiefen Schooße
Dunkle Bilder oft herauf.

Und auf seinem weichen Lager
Schlich sich oft ein Bild hinein
In die bangsten seiner Träume:
Vom verrath'nen Königstein.

1830.

III.

Vor seiner Heimat Siechenhause,
In Staub gesenkt den Blick hinein,
Ein finst'rer, alter Bettler sitzet
Der Bauer Veit von Falkenstein.

Dem Leben voller Stürm' und Leiden
Folgt ein gebrechlich Alter nach;
Wenn Strafe auch die Schuld getilget,
Sie tilgte nicht zugleich die Schmach.

Die Gabe, die der greise Bettler
Von Christenliebe noch erhält,
Sie wird von keinem Trost begleitet,
Nur von Verachtung ihm vergällt.

Zum Sohn, wenn nach dem bleichen Haupte
Des Greises er voll Mitleid schaut,
Der Vater spricht die leise Warnung:
In Schande ist dieß Haupt ergraut.

Und als bei seines Lebens Ende
Das Sterbeglöcklein kurz erschallt,
Sein Schauerton auch aus den Trümmern
Der alten Veste widerhallt.

Und aus den stillen Höhen blicken
Noch auf sein ödes Grab herein
Die grauen, die verfall'nen Mauern
Von dem verrath'nen Königstein.

M. D. Cavilja.

Schwert und Palme.

Für des Hauses enge Räume
Nicht geboren ist der Held
Wilde, kriegerische Träume
Rufen ewig ihn zu Feld.
Und des Friedens holder Klang
Dem die Menge trunken lauscht,
Mahnt ihn an den Schlachtgesang
Der zum Sieg ihn einst berauscht.

Heiß und heißer wallt das Blut,
Purpurn glüht's auf seinen Wangen
Und er muß im Drang der Wuth
Nach dem Schmuck der Waffen langen —
Muß dahin durch Feld und Flur
Ueber Berg und Ströme setzen

Und auf waldesdunkler Spur
Wildergrimmte Thiere hetzen,
Daß er auch vom Kampfplatz ferne
Nicht des Krieges Brauch verlerne.

Als er so in wilder Flucht
Eines Tags den Wald durchzieht,
Nicht erkennend was er sucht
Nimmer wissend, was er flieht —
Oeffnet plötzlich sich der Hain,
Lichter wird's auf seinem Wege,
Und mit zauberischem Schein
Durch das grünende Gehege
Schimmerts wie ein Gartenplan
Den betäubten Krieger an.
Und er hemmt die schnellen Schritte
Ueberschaut das Wunderbild
Staunend, daß in Waldesmitte
Solch ein herrliches Gefild', —
Daß der Zweige Dämm'rungsgrau
Hier verkehrt zum hellen Tag —
Und der Donnerhall der Au
In der Lerche sanften Schlag —
Und des Bergstroms wildes Toben
In der Lerche sanften Ruf —

Und daß Götterhauch von Oben
Selbst den Lüften Klänge schuf.

Und er späht mit scharfem Blicke
Bis er auch den Bildner schaut
Einen Emir, durch Geschicke
Und des Wissens Last ergraut.
Und er naht sich dem und spricht:
„Alter, was du hier geschaffen
Und dein heit'res Angesicht
Sagen mir in tiefster Brust
Daß der helle Klang der Waffen
Nicht die größte einz'ge Lust.
Darum lehre mich zu thun
Was dein Herz als gut empfindet,
Lehr genießen mich und ruh'n
Wo die wilde Kraft entschwindet,
Daß ich wolle und begehre
Was ich längst schon still verehre."

Und der Alte, mild und weise,
Zeigt ihm seine Blüthenwelt,
All' die Licht und Farbenkreise,
Und zuletzt des Himmels Zelt.
„„Willst du ruhen und genießen
Selbstvergnügt und heiter seyn,

Muß des Lebensquelle rein
Aus dem reinen Bronnen fließen.
Und willst dieses du gewinnen
Was auf meinen Wegen lacht
Ziehe ungesäumt von hinnen
In des Waldes tiefste Nacht,
Ebne da, was ungebahnt,
Lichte, was in Nacht vergraben
Und zum Schönen, wie dir's ahnt
Reihe die gebothnen Gaben —
Locke Blumen aus der Erde,
Zieh' sie liebend um dich her,
Daß der Wald ein Garten werde,
Und ein duftend Blüthenmeer!
Und so zieh' in Frieden hin
Ende rasch — du wirst gesunden
Und so bald ein Mond dahin
Sage mir, wie du's empfunden.""

Und er geht im Stillen hin.
Aber eh' drei Tage schwanden
Kehrt er mit dem alten Sinn
Mit den lang gewohnten Banden.
„Herr, mir will es nicht gelingen"
Spricht zum Emir so der Held

Frieden werd' ich nie erringen
Weil er hier im Innern fehlt.
Waffenklang vernimmt mein Ohr,
Mag ich wachen oder träumen
Und ich fahre wild empor,
Rauscht ein Windstoß in den Bäumen.
Selbst der Ruf der Waldessänger
Dünkt mir fernes Schlachtgeschrei,
Nicht ertragen kann ich's länger
Toben muß ich wild und frei!"
Und der Emir fordert nicht
Daß die Gluth zu Eis sich wandle,
„„Wie dein Inn're,"" ruft er, „„spricht,
So nur wolle Mensch, und handle.
Denn was Gott dir nicht gegeben
Was die Seele nicht gebar,
Wird durch Hoffen nicht und Streben
Deinem Wesen treu und wahr!""

Alexander Gigl.

Die stärksten Mauern.

Der Landgraf Ludwig, in dem deutschen Land,
Ob seiner Streng' der Eiserne genannt,
Saß auf der Rauenburg beim frohen Mal,
Und viel zu kreisen hatte der Pokal;
Denn man bewirthete nach deutscher Art
Den Kaiser Friedrich mit dem rothen Bart.

Als satt dem Trunke nun Bescheid geschah'n,
Wollt' Friedrich auch der Veste Werke seh'n.
Da zeigt ihm Ludwig die Gemächer all',
Die Thürme, Schanzen, Gräben und den Wall.
Und Viel gefällt dem Kaiser — Eins nur nicht,
Bedenklich schüttelt er den Kopf und spricht:

„Ich sag' Euch frei, daß Ehr' die Burg Euch macht
Sie ist an Stärke reich, doch mehr an Pracht,
Und all das Mauerwerk sollt' stärker seyn."
„„Ei was die Mauern!""— fällt hier Ludwig ein —
„„Die kümmern mich gar selten oder nie,
Denn thut es ihrer Noth, erbau ich sie.""

„Ob aber ruhig zu der Feind Euch schaut,
Bis gegen ihn die Mauern ihr erbaut?!"
„„Dazu bedarf es ja nur wenig Zeit;
Eh' dreimal sich das Tageslicht erneut,
Soll um die Burg die stärkste Mauer stehn,
Bleibt Ihr so lang mein Gast, so sollt Ihr's seh'n!""

Der erste Tag, der zweite weicht jedoch,
Und nicht einmal ein Mau'rer zeigt sich noch.
Für einen Spaß hält Friedrich Alles nur;
Doch bei des dritten Tages erster Spur
Ruft Ludwig schon: „„Herr Kaiser, kommt und seht,
Welch' starke Mauer um die Burg nun steht.""

„Nein, nein! der Teufel könnt' so schnell nicht bau'n!"
„„Nun kommt, Ihr sollt den eignen Augen traun,""
Der Kaiser wiegt den Kopf bedenklich hin und her,
Ob nicht der böse Feind im Spiele wär?
Er folget vor die Burg und schaut und schaut,
Denn eine Mauer wahrlich ist erbaut!

Und vor der Burg steh'n als lebend'ger Wall,
In dichten Reih'n Ludwigs Vasallen all'
Gleich purem Erz, mit Helm und Schwert und Schild,
Wie wenn es Kampf auf Tod und Leben gilt;
Doch mit den Waffen allen paart sich Glanz,
Und Heiterkeit mit Muth, als ging's zum Tanz.

Zu Ludwig kehrt nun Friedrich sich und spricht:
„Beim Himmel, ja, zeitlebens sah ich nicht
So starkes edles Mauerwerk, wie itzt,
Und glücklich seyd Ihr, daß Ihr es besitzt:
Denn keine Mauer ist so stark und gut,
Als die im Herzen seines Volkes ruht."

Fr. J. Schaffer.

Hermann von Siebeneichen.

1168.

Aus den Gauen der Lombarden
Zieht verfolgt von Mißgeschick
Kaiser Friedrich Barbarossa
Nach dem deutschen Reich zurück.

Von der Seuche und des Krieges
Wüthen sank sein stolzes Heer,
Das er nach Italien führte
Siegesfreudig, waffenschwer.

An der Spitze seines Häufleins
Langet er in Susa an,
Feindes-Geißel mit sich schleppend,
Drunter manch' ein edler Mann.

Da die Sonne schon gesunken,
Hält er hier Nachtstation,
Und es naht sich ihm von Bürgern
Eine Deputation.

Trotzig tritt sie vor den Kaiser
Und ihr Häuptling redet kühn:
„Ungefährdet magst du ziehen
Nach den deutschen Landen hin.

Aber Freiheit schenk' den Geißeln
Die du nahmst der Lombardie,
Die gewaltsam Du entführest,
Frei gib jene Nobili."

Staunend sieht sie an der Friedrich
Und er donnert: „„Hör' ich recht!
Seid ihr Herrn des Kaisers worden,
Daß ihr also mit ihm sprecht?""

„„Nimmer geb' ich diese Geißel,
Nimmer in der Wälschen Hand,
Eher haben sie die Krähen,
Als ihr falsches Vaterland!""

Starrend ob der strengen Rede,
Zürnend ob der Weigerung
Geh'n die Bürger von dem Kaiser
Ohne alle Huldigung.

Draußen in den finstern Straßen
Bricht ihr stiller Ingrimm aus,
Und sie rennen, Aufruhr weckend,
Durch die Stadt von Haus zu Haus.

Aber Ritter Siebeneichen,
Treu anhängend seinem Herrn,
Ahnte in der Bürger Schweigen
Einen nahen Unglücksstern.

Und er schlich im nächt'gen Dunkel
Den Erboßten leise nach,
Hörte nie das Haupt der Städter
Mit den Seinen sich besprach.

Und er eilt nach dem Gemache,
Wo der Kaiser sorglos schlief,
Bis des Ritters böse Bothschaft
Ihn aus seinem Schlummer rief:

„Die Susaner brüten Unheil,
Auf mein Kaiser und entrinnt,
Da das Volk auf Eurer Freiheit
Eures Lebens Raub schon sinnt!"

„Klein ist unser Kriegsgefolge,
Hält dem wilden Schwarm nicht Stand,
Eh' noch eine Stunde schwindet
Pocht der Feind an diese Wand!"

Alsobald springt von dem Lager
Barbarossa rasch empor,
Aus der langen Scheide blitzet
Bald sein scharfes Schwert hervor.

Doch der Ritter fleht zum Kaiser,
Daß sein Leben er bewahr',
Und den stolzen Muth bezwinge
Wo so dringend die Gefahr:

„Gönnt, daß ich mein Leben opf're,
List besiege die Gewalt,
Gottes Fügung schuf mich ähnlich
Eurer edlen Wohlgestalt!"

Und er reicht ihm seine Kleider
Hebt ihn auf sein eigen Roß,
Und vertraut des Kaisers Rettung
Einem treuen Reitertroß.

Als der Hufe Schall verstummet
Geht er ins Gemach zurück,
Legt sich auf des Kaisers Lager
Und erwartet sein Geschick:

„Will 'mal seh'n, wie Kaiser schlafen,
Und wie man sie Morgens weckt!
Hei, wie wird sich Susa ärgern,
Wenn es den Betrug entdeckt!"

Und nicht lang hatt' er gelegen
Als ein Lärmen näher dringt,
Und Geklirr gekreuzter Waffen
An des Hauses Pforte klingt.

Von der Streitart schweren Hieben
Bricht die Thür zertrümmert ein,
Und ein Schwarm mit blanken Eisen
Dringt herein bei Fackelschein.

Und sie stürzen siegesjauchzend
Gierig hin nach jenem Bett,
Wo der Siebeneichen ruhet,
Statt des Friedrichs Majestät.

Und der Führer rufet höhnisch
Rüttelnd an des Schläfers Hand:
„„Holla für die wälschen Geißel
Welch ein köstlich Unterpfand!““

„„Seid so gut, steht auf, Herr Kaiser,
Habt genug geschlafen hier,
Wissen Euch ein and're Lager
Ruhet dort viel sich'rer schier!““

Plötzlich schreiet ein Susaner:
„Teufel, schauet das Gesicht!
Es ist wohl ein deutscher Rothbart,
Doch der Rechte ist es nicht!“

Näher hält er eine Fackel
In's Gesicht dem Rittersmann,
Und mit hochgeschwungnem Schwerte
Fällt er wuthenbrannt ihn an.

Aber eines greisen Bürgers
Hand lenkt ab den Todesstreich,
Und er spricht tief ernst: „Was nützet
Dieses Menschen Leiche Euch?

Ist der Aar dem Forst entronnen
Was soll uns des Baumes Fall?
Schont den edlen, treuen Ritter,
Ist er auch ein Reichsvasall!"

Murrend stürmt der wilde Haufen,
Baß erzürnt aus dem Gemach; —
Unverletzt eilt bald der Ritter,
Seinem hohen Kaiser nach.

Ludwig Scheyrer.

Ein Friedhofsbesuch.

Beim Todtengräber pocht es an,
„Mach auf, mach auf, du greiser Mann!"

„Thu' auf die Thür' und nimm den Stab,
Mußt zeigen mir ein theures Grab."

Ein Fremder spricht's, mit strupp'gem Bart,
Verbrannt und rauh nach Kriegerart.

„„Wie heißt der Theure, der euch starb,
Und sich ein Pfühl bei mir erwarb?""

„Die Mutter ist es, kennt ihr nicht
Der Marthe Sohn mehr am Gesicht?"

„„Hilf Gott, wie groß, wie braungebrannt!
Hätt' nun und nimmer euch erkannt.""

„„Doch kommt und seht, hier ist der Ort,
Nach dem gefragt mich euer Wort.““

„„Hier wohnt, verhüllt von Erd' und Stein,
Nun euer todtes Mütterlein.““ —

Da steht der Krieger lang und schweigt,
Das Haupt hinab zur Brust geneigt.

Er steht und starrt zum theuren Grab
Mit thränenfeuchtem Blick hinab.

Dann schüttelt er sein Haupt und spricht:
„Ihr irrt, hier wohnt die Todte nicht:“

„Wie schlöß' ein Raum, so eng und klein,
Die Liebe einer Mutter ein?!“ —

Joh. N. Vogl.

Der Bettler am Stein.

Am Stadtthor liegt ein Stein,
An diesem stellt sich täglich,
Wie stumm und doch so kläglich,
Ein alter Bettler ein.
Des Mannes Miene reizt
Mich, mehr von ihm zu wissen.
Sein Inn'res scheint zerrissen,
Von früher Schuld durchkreuzt.

Ich fragt' beim Mauthner an.
Er sprach: „Da kann ich Ihnen
Durch meinen Vorfahr dienen.
Der sah einst einen Mann
Vom Land bei diesem Stein
Sich sonderbar geberden,
Und dacht', was soll da werden?
Was mag dem Alten seyn?

Da sprach der Greis vertraut:
„Herr! ich bin unglückselig,
Belogen, ach! so schmählig,
Daß mir's zu sagen graut.
Mein Alles übergab
Ich meinen Sohn, dem Schmeichler,
Dafür versprach der Heuchler
Mir Pflege bis an's Grab."

„Das hält er nun nicht mehr.
Er will mich nicht mehr nähren,
Mein Recht mir nicht gewähren,
Und (Worte zentnerschwer!)
Auf allen meinen Schmerz
Antwortet noch der Freche
Mit Hohn auf meine Schwäche
Und mein bethörtes Herz."

„Er lebt in Saus und Braus,
Vergeudet meine Schätze
Und hält sich eine Metze
In meinem eig'nen Haus',
Aus dem er fast mich trieb,
So, daß mir nun gerade
Allein nur noch die Gnade,
Ihn zu verklagen blieb."

„Ich will zum Richter hin,
Wenn anders mir's die matten
Gebeine noch gestatten.
Sagt, wo erfrag' ich ihn? —
Ist das jetzt Kinderart?
Ach! so wird mir vergolten!"
— Die hellen Thränen rollten
Dem Greise in den Bart.

Der Mauthner meinte, hier
Träf' er es wohl am Besten,
Ihn aus der Schrift zu trösten,
Und fragt': „Wie alt seyd Ihr?"
Der Greis mit seinem Ton:
„„Erst dreiundsiebzig Jahre.""
„Erst, sagt Ihr? Ei bewahre!
Ihr müßt nun sagen: Schon!"

„Es hat die heil'ge Schrift
Das längste Menschenleben
Auf siebzig angegeben.
So hart es Euch nun trifft,
Wenn Ihr genau erwägt,
Müßt Ihr von Gnade sagen
Und Euren Sohn nicht klagen,
Der länger Euch gepflegt."

„„Ja, wenn es so ist!““ — sprach
Der Vater tief erschrocken,
Daß fast die Pulse stocken,
Und seine Stimme brach.
„„Weh! sollt' es also seyn,
Dann muß ich wohl mich fügen,
Zu guter Letzt begnügen
Mit diesem nackten Stein.““

Und auf demselben Stein
Ließ sich der Alte nieder,
Schloß seine Augenlieder
Und schlief ergeben ein.
Wohl ihm! das letzte Haus,
Wo Niemand wird vertrieben,
Das Grab war ihm geblieben
Und so sein Leiden aus.

Seit Jahren nimmt den Stein
Nach bald verpraßtem Glücke
Der Bettler mit der Krücke
Und Büßermiene ein;
Er ist — Ihr ahnet schon —
Des Greises, dessen Klagen
Den Blick zu Gott getragen,
Ist jenes Klägers Sohn.

Wie einstens Ahasver,
Der Christo Rast versagte
Und ihn vom Hause jagte,
Mußt' wandern hin und her,
Ein Büßer fort und fort,
Stracks ohne Rast und Frieden,
Bis spät ihm ward beschieden
Der Ruhe Gnadenort:

So täglich bannt und treibt
Das rächende Gewissen,
Das nie mit seinen Bissen
Und Stacheln unterbleibt,
Den Sohn zu selbem Stein,
Nur zu der einen Stätte,
Des Vaters Sterbebekte;
Bis wann? weiß Gott allein.

Friedrich Reil.

Die rächende Schlange.

Der Oheim liegt im Sterben; er segnet die Neffen sein.
„Euch lass' ich meine Habe, theilt friedlich euch darein!

So stöhnt er und schließt auf immer sein Auge dem goldnen Licht;
Und wie er's hat geschlossen, der ältre Neffe spricht:

„„Zu mühsam dünkt mir das Theilen; gewürfelt möge seyn!
Wer den ersten Pasch erwürfelt, der nenne dieß Alles sein!

Das ist der jüng're zufrieden, und sie spielen mit frevlem Muth
Auf dem Bette, wo der kalte, der bleiche Oheim ruht.

Der sechste Wurf entscheidet; dem jüngeren lacht das Glück;
Der ältre Bruder verfluchet tobend sein Mißgeschick.

Und vom grimmigen Neid ergriffen, sein selber nimmer bewußt
Erfaßt er ein scharfes Messer und durchsticht des jüngeren Brust.

Der sinket sterbend zusammen, getroffen von blutigem Mord;
Er ächzet dumpf noch: Rache! das ist sein letztes Wort.

Und der Mörder rufet die Knappen: „Schon sinkt die dunkle Nacht
Laßt tragen uns den Todten zum See hinunter sacht'!"

Und sie tragen ihn hinunter. Da, sausend aus dichtem Rohr,
Schießt eine riesige Schlange in wildem Sprung empor.

Und sie stürzet los auf den Leichnam, gelockt von dem schwarzen Blut,
Und schlinget hinab den Todten, der noch warm von der Rache Gluth.

Entsetzt entfliehen die Andern hinauf zu des Schlosses Saal;
Doch bald vergessen sie dorten des Schreck's bei Becher und Mahl.

Da erblasset plötzlich der Mörder; zu Berge sträubt sich sein Haar.
„Was starrt durchs Fenstergitter für ein gräßlich Augenpaar!"

„„Weh, Herr, das ist die Schlange, aus des Sees dichtem Rohr!
Sie dehnt sich lang und riesig an der Wand des Schlosses empor!""

Die Knappen rufen's und fliehen; der Ritter versteinert, still,
Ahnt bebend tief im Herzen, was das grimme Unthier will.

Schon dröhnt das Eisengitter, von der Schlange Zahn erfaßt.
Da erwacht er aus seiner Betäubung und enteilet dem Saal in Hast;

Und enteilet durch lange Gänge und stürzt von Gemach zu Gemach;
Doch draußen an den Wänden gleitet die Schlang' ihm nach.

Da denkt er in Todesängsten an den hohen Hungerthurm.
„Gottlob, der hat kein Fenster, der schützt vor dem Riesenwurm!"

Und er poltert hinan die Treppen und erreicht den festen Hort,
Und sinkt, vom Schweiße triefend, ermattet zusammen dort.

Doch draußen schon saus't die Schlange; sie umschlingt den bemoosten Thurm;
Es rauschen die ehernen Schuppen, wie Eichen, gerüttelt vom Sturm.

Schon hält sie die starken Quadern in weiten Ringen umspannt,
Gleich einer silbernen Treppe, umgibt sie die Außenwand.

Und zischend hebt sie den Schädel hoch über den Thurm hinauf,
Er glänzt im Mondenschimmer gleichwie ein mächtiger Knauf.

Und sie schnüret fest und fester, gequält von der Rache heiß;
Dem Ritter drinnen entrieselt der kalte Todesschweiß.

Da hält der Bau nicht länger; aus den Fugen weicht das Gestein;
Der alte Thurm bricht plötzlich mit Donnerskrachen ein.

Und Getrümmer und Ritter und Schlange stürzen hinunter die Höh',
Und weitaufspritzend bedeckt sie mit Schaum und Wellen der See.

Carlopago.

Kaiser Karls Zepter.

„Mein hoher Herr und Kaiser, da fragt Ihr mich zuviel,
Sollt' ich an Eurem Zepter Euch deuten Sinn und Ziel!
Daß hell aus reinem Silber gegossen läuft sein Schaft,
Daß ist, ich fühl's, ein Zeichen, der unbestochnen Kraft!"

„Das güld'ne Männlein aber, das seine Spitze schmückt,
Verschränkt die Arm' am Schwerte, die Kron' in's Haar gedrückt,
Die Stirn voll ernster Milde, wohl Euer Bildniß gar,
Den Ernst, die sichre Ruhe des Kaisers stellt es dar!"

„Allein die beiden Mäuschen, dieß schwarz und jenes weiß,
Die ihm zu Füßen nagen am Boden still und leis,
Entstellen nur, so däucht mich, das Werk zur Ungebühr,
Und keine Deutung find' ich, mein hoher Herr, dafür!

So spricht zu Karl ein Höfling, der Kaiser lächelt still:
„„Ich, spricht er, will dir deuten, was jedes Zeichen will!
Der Schaft, das güldne Männlein, das an der Spitz' ihm ragt,
Sie deuten Kraft und Würde, wie du mir, Freund, gesagt!““

„„Die beiden Mäuschen aber sind weislich angebracht:
Der Tag so heißt das weiße, — das schwarze heißt die Nacht;
Denn Tag und Nacht benagen den Boden, wo wir steh'n,
Wiewohl die beiden Thierchen wir Blöden oft nicht seh'n.““

„„Drum wo du stehst, mein Lieber, vertrau' nicht blind der Macht,

An deinem Fußgestelle nagt ewig Tag und Nacht:
Und wenn ihr Zahn nun endlich dem letzten Stückchen naht,
So kommt der Stolz zu Falle, die Vorsicht weiß sich Rath!

Joh. Gabr. Seidl.

Das Kleid macht nicht den Mann.

Albrecht, des Gutsherrn Sohn, ergötzet
Im Saal sich mit dem Papagei,
Der spaßhaft seine Worte setzet,
Und Lust erregt durch Zorngeschrei.

Da zeigt sich an des Saales Thüre
Ein Fremder mit bescheid'nem Gruß,
Der wohl nicht weiß, wie sich gebühre,
Daß er gemeldet werden muß.

Zum Vater dringt mit kühnem Schritte,
Im alten Rock', der simple Mann,
Der, wie es scheint, mit läst'ger Bitte
Ihm seine Zeit nur rauben kann.

Doch im Gemache weilt er lange,
Und als er endlich tritt heraus,
Beut ihm zu freundlichem Empfange
Der Vater immerdar sein Haus.

Mit Staunen sieht's der Sohn des Reichen:
„Wie Vater, thust Du so vertraut
Mit Einem der nicht Deines Gleichen,
Und den ich früher nie geschaut?"

„„Mein Sohn, was Glück mich ließ erreichen,
Das hat er selbst für sich gethan.
Mögst Du an Geist und Herz ihm gleichen!
Dieß Dir zu wünschen steht uns an.""

„„Und willst Du wahren Dich vor Leide,
So merk' die Lehre Dir hinfort:
Den Mann empfängt man nach dem Kleide,
Und geht von ihm nach seinem Wort.""

M. D. Cavilja.

Das Kleid macht doch den Mann.

Wer kennt nicht Sylvan, den Weisen,
Wenn er ihn nur Einmal sieht,
Auf den alle Finger weisen,
Der Gelehrsamkeit Zenith.

Philosophische Systeme,
Rechtsgelahrtheit, Medicin,
Mathematische Probleme,
Durchaus Nichts ist fremd für ihn.

Er, daheim in allen Sprachen,
Er, daheim in jeder Kunst,
Hat Geschick in allen Sachen,
Aber keines Menschen Gunst.

Von phantastischen Gebilden
Wimmelt ihm der wüste Kopf;

Mit dem Aeußer'n eines Wilden
Gleicht er eher einen Tropf.

Und der Nebending' Mißachtung
Hat so arg in ihm gewirkt,
Daß er darum selbst die Achtung
Der Vernünftigen verwirkt.

Früh' und Abends sieht in Lumpen,
Schmutzbedeckt, zerzaust das Haar,
Man ihn durch die Straßen humpen,
Heute, wie er gestern war.

Wie er auch sich mag verkappen,
Dennoch blickt der eitle Thor,
Aus den Fetzen, aus den Lappen,
Grell und nackt und bloß hervor.

Wer gleich ihm sich mag geberden
Wird mit Recht gemieden seyn,
Und der Name des Gelehrten
Dient an ihm zum Spott allein.

M. D. Cavilja.

Die todte Mutter.

Die Mutter ringt in Todesqual,
Die Wang' verbleicht zu Schnee,
Um sie der Kinder reiche Zahl,
Erfaßt vom tiefsten Weh.

Zu Häupten ihr der Gatte steht,
Und rauft sein graues Haar,
Bald ist ja nun dahin, verweht,
Sein Glück für immerdar.

Erloschnen Auges aber starrt
Zur Thür' die Mutter hin,
Weil sie nur noch auf Einen harrt,
Mit angsterfülltem Sinn.

Noch einmal schickt ihr letztes Fleh'n
Sie brünstig zu dem Herrn,
Den Sohn, den einz'gen möcht' sie seh'n,
Der, ach, von ihr so fern.

Den Sohn, der treulos sie verließ,
Sie und des Vaters Haus,
Der beider Arme von sich stieß,
Und lachend zog hinaus.

Der niederem Gelüst' nur lebt,
Vergessend was da war,
Die Mutter, die um ihn gebebt,
Des Vaters graues Haar.

Doch ach, der Sohn kehrt nicht zurück,
Schon ist vorbei die Frist,
Nach welcher sie, es sagt's ihr Blick,
Dem Grab verfallen ist.

Noch einmal seufzt sie schmerzlich auf,
Nicht ward erhört ihr Fleh'n,
Zur Brust sinkt ihr das Haupt darauf,
Es ist um sie gescheh'n.

Des Vaters Jammer füllt das Haus,
Der Kinder Wehgeschrei,
Horchauf, da kommts wie Sturmgebraus,
Zum Hausflur klirrt's herbei.

Wer ist der fremde kühne Mann,
Der nicht nach Einlaß fragt,
Und, wie ein Krieger angethan,
Solch' eine Störung wagt.

Wirr ist sein Haar, sein Antlitz bleich,
Die Stirn des Kummers Thron,
Das Aug' dem Sprüh'n des Blitzes gleich,
Es ist — der Todten Sohn.

Der sieht die Leiche kaum und sinkt
Auf sie mit wildem Schrei,
Umsonst sein Aug' in Thränen blinkt,
Es ist, es ist vorbei.

Wie du mit Hast gespornt dein Roß,
So kamst du doch zu spät,
Ihr kurzer Lebenstraum verfloß
Ihr Athem ist verweht.

„O Mutter, Mutter," schluchzet da
Der Sohn, „so bist du todt,
Nun ich, voll Reu', dir wieder nah',
Nach jahrelanger Noth."

„So konntest ohne Gruß und Kuß
Du aus dem Leben flieh'n,
Weh' mir, daß ich's erleben muß,
Daß du mir nicht verzieh'n!"

Und wieder auf das todte Weib
Wirft er sich hin voll Schmerz,
Umsonst in diesem starren Leib
Schlägt nimmermehr ein Herz.

„O Mutter, nun der Leiden baar,
Die du jetzt schwebst im Licht,
Und schauest in der Sel'gen Schaar
Des Schöpfers Angesicht,"

„O kehre von des Ew'gen Thron,
Vom Paradies, zurück,
Und bring' Verzeihung deinem Sohn,
Mit einem einz'gen Blick."

Und sieh, kaum war verhallt dieß Wort,
Da regt sich allgemach
Die Leiche auf dem Lager dort,
Und wird auf's Neue wach,

Und schlingt die Arme um ihr Kind,
Für sie verloren schon,
Und preßt's ans Herz und weint gelind
Und lispelt sanft: „Mein Sohn!"

Dann sinkt sie wieder hin und schließt
Das Aug', gehüllt in Flor,
Und wieder eine Leiche ist
Die Mutter wie zuvor.

Kalt bleibt ihr Herz jedwedem Trieb,
Bleibt kalt für Leid und Noth,
Doch zeigte sie, daß Mutterlieb'
Besiegen kann den Tod.

Joh. N. Vogl.

Der Trappist und der Ritter.

Ewig stumm, mit leisem Tritte,
Schwärmerey im Blick',
Schreitet in **La Trappe**'s Gebiethe
Bruder Chlodowig;
Bethet, in der Abendstrahlen
Purpurlichtem Glanz'
Kehrend nach des Klosters Hallen, —
Seinen Rosenkranz.

Kreischend über seinem Haupte
Schwebt der Adler hin. —
Weil die Regel es erlaubte,
Schau't er träumend hin;
Da hinauf, wo stolze Schwingen
Kühne Freiheit regt;
Freiheit, gegen die zu ringen —
Bang' sein Busen schlägt.

Nach dem Kloster kehrt er wieder:
In der Zelle Nacht
Auszustrecken — matte Glieder
Bis zur Mitternacht;
Bis der neue Morgen wieder
Bringt des Tages Pflicht:
Arbeit und Gebet, bis nieder
Sinkt der Sonne Licht.

Weh'nden Federhut's, zu Rosse
Sprengt ein Edelmann
(Toller Höflinge Genosse!)
Staubaufwirbelnd an.
Rauh herab vom hohen Pferde
(Straks muß es ihm steh'n)
Herrsch't er, trotziger Geberde:
„Wo — der Weg nach Rennes? —

Chlodowig erhebt den Finger,
Weiset stumm dahin. —
Wüthend zürnt der stolze Dringer:
„Was der Antwort Sinn? —
Ist des Königs guter Degen
Keines Lautes werth? —
Tod! — Ist's also, daß, verwegen,
Man den Krieger ehr't?"

Und — den Finger legt, mit Neigen,
Nun auf seinen Mund
Ernst der Bruder, macht mit Schweigen
Sein Gelübde kund. —
Zornentbrannt, herab vom Pferde
Springt der Edelmann;
Wirft den Bruder wild zur Erde,
Der ihm nicht entrann. —

Niemand, der die That ihm wehrte,
Weit umher im Land'!
Grausam bricht die Reitergerte
In des Wüstling's Hand.
Dann zum Hengst', der schnaubend scheute,
Stürzt er wieder hin;
Doch, er schwingt sich, (ob er dräu'te)
Müh'voll kaum auf ihn! —

Siehe! mit zermalmten Gliedern
Steht der Bruder auf:
Edle Rache zu erwidern; —
Faß't den Zügel d'rauf,
Hält dem Reiter fest den Bügel,
Hülfreich, dienend, stumm.
Nicht ein Seufzer sprengt die Siegel
Von La Trappe's Ruhm!

Kehrt mit demuthsvollem Schweigen,
Vorwurfsfreyen Blick',
Würdevollem Kopfesneigen,
In das Haus zurück,
Wo er ewig abgeschworen
Hat der Erde-Lust;
Seinen Stachel hat verloren
Auch der Schmerz der Brust!

J. J. Hannusch.

Drei Schützen.

Der Däne ward geschlagen, gewonnen ist die Schlacht,
Blutroth versinkt die Sonne; dem Ost' entsteigt die Nacht.
Der König weilt, umjubelt von Becherklang und Tanz
In seinem Fürstensaale, beleuchtet vom Fackelglanz.
Was ist es, was auf einmal den Ton der Freude durchbricht?
Herr Ure, Oberrichter, tritt vor den König und spricht:

„Ich muß Dir, König, künden, daß eben Sigurd starb,
Der tapfere kühne Feldherr, der heute den Sieg erwarb,

Drei junge Krieger empfingen den Segen von dem Greis,
Der sprach mit brechender Stimme die wenigen Worte leis':
„Lebt wohl, ihr meine Theuren, Warl, Harald, Erichton,
Euch liebt ich wie ein Vater, doch Einer ist nur mein Sohn."

„Und dem vermach' ich als Erbe mein hohes Schloß am Meer" —
Und hier versank ihm die Stimme, er sprach kein Wörtlein mehr.
Die jungen Krieger bitten, du mögest Richter seyn —
Es sey, erwidert der König, kommt nur zu mir herein. —
Holt eu'res Vaters Leiche, Warl, Harald, Erichton,
Damit ich könn' entscheiden, wer des Entschlaf'nen Sohn.

Der König erhebt sich vom Throne, lang schwieg schon Gesang und Tanz,
Er schreitet hinaus in den Garten, umgeben von Fackelglanz.
„Nun traget Sigurds Leiche jenseits der Wiese Raum

Und lehnt das Haupt das bleiche an den geweihten Baum.
Nehmt jetzt zur Hand den Bogen, Warl, Harald, Erichton,
Wer Sigurds Herz getroffen, der ist sein Erb' und Sohn.—

Und so befahl der König; Warl nimmt den Bogen zur Hand,
Er spannt die Sehn' und zielet, schon ist der Pfeil entsandt.
Und Ure geht zum Leichnam und kehrt zurück und spricht:
„Es hat das Herz des Todten der Pfeil getroffen nicht"—
D'rauf nimmt der Krieger Harald den Bogen in die Hand;
Es saust der Pfeil durch die Lüfte, kaum daß der Bogen gespannt.

Und Ure geht zum Leichnam und kehrt zurück und spricht:
„Es ward das Herz des Todten vom Pfeil getroffen nicht."
Jetzt hat der dritte Krieger die Bogensehne gespannt;
Was hält er doch so lange den Pfeil in der bebenden Hand?

Sein Blick ruht wie bezaubert am theu'ren Angesicht.
Des vielgeliebten Sigurd, das roth vom Fackellicht.

Sein Aug' ist nach dem Todten, stier schauend, hingewandt,
Es scheint in seine Hände der spitze Pfeil gebannt.
Auf einmal wirft er heftig das wilde Geschoß von sich,
Und spricht: „„Nein, theurer Vater, ich schieße nicht auf dich.““—
Dieß sieht und hört der König, er spricht zu Erichton:
'„Du bist des Helden Erbe, du bist des Helden Sohn!“

Ludwig Gottfr. Neumann.

Das Erdbeben von Guadeloupe.

1843.

Westindiens warme Sonne glüht
Herab auf Guadeloup's Gefilde,
Das Zuckerrohr, die Palme blüht,
Des Himmels gold'ne Wolke zieht
In ew'ger Paradiesesmilde.

Wie lieblich weht die sanfte Luft
Um Berg und Eb'ne! gierig trinket
Die Brust der Schatten kühlen Duft,
Das Ohr den Ton, der schmeichelnd ruft,
Vom Strande, wo die Welle blinket.

So holde Ruhe lag noch nie,
Beglückend, auf des Eilands Fluren!
Ein Zauberbild der Fantasie,
Ein Ideal von Harmonie
Der Elemente, der Naturen! —

„Was deutet diese Ruhe wohl?"
So fragen sich die Menschen bange; —
Da klingt es aus den Lüften hohl,
Als käm' es von dem fernsten Pol':
„„Auf Antwort wartet ihr nicht lange!""

In Pointe à Pitre's Mitte steht
Ein Haus, in einem seiner Zimmer
Stürzt nieder Alles zum Gebet,
Denn unterird'scher Donner geht
Durch's Land, als ging es schon in Trümmer!

Die Schüler und die Lehrerin,
Sie liegen flehend auf den Knieen,
Zu Gott gewandt mit gläub'gem Sinn, —
Ein Stoß, — und ringsum ist Ruin!
Die Giebel und die Wände fliehen.

In's Freie sehn sie rings hinaus
Die Meisterin und ihre Kleinen,
Die wohlbehalten in dem Graus,

Die mitten im zerstörten Haus
Sich dankbar im Gebet vereinen!

Der Sturm, der Stadt und Land verheert,
Der tausend Leben riß hinüber,
Der Thier und Pflanze wild verzehrt,
Der keine Schonung hat gewährt,
Ging an der Unschuld still vorüber.

Franz Fitzinger.

Der Schnee.

Der strenge Winter hatte
Umeis't das Alpenthal,
Ein Schneefeld war die Matte,
Ein Fels der Wasserfall.

Die Berge lagen stille,
Gleich einer Todtengruft,
So wie die stillen Hütten,
Und wie die stille Luft.

Nur in Kuoni's Hütte
Da ging es lärmend her,
Kuoni schrie: „Brigitte!
Ich bin dein Mann, dein Herr!"

Es hatte, wie fast täglich
Ein Zank erhoben sich,
Die Gattin schwamm in Thränen,
Er drohte fürchterlich.

„Da will ich doch, beim Himmel!
Weit lieber seyn im Schnee
Dort oben, im Gewimmel
Von hundertfachem Weh!"

„Als hier, bei Weib und Kindern
In hundertfacher Qual,
Im Schreien und Gezänke
Vom Früh' — zum Abendmahl!"

Und zornesroth ergriff er
Den Stock, und eilte fort,
Zu Trotz dem Winde pfiff er,
Und schalt auf jedes Wort.

„„Kuoni! Mann, o bleibe!""
Umsonst! er ist hinaus,
Wie's auch beginnt zu wettern, —
Gestöber und Gebraus!

Und schreitet hin im Zorne,
Am Fuß die schwere Last
Von Schnee, geritzt vom Dorne,
Vom scharfen Wind gefaßt.

Und aufwärts, immer höher
Und höher geht's empor,
In sich gekehrt nicht merkt er,
Daß er den Pfad verlor.

Und höher noch, zu Wüsten
Von ew'gem Eis und Schnee,
Läßt Kuoni sich's gelüsten,
Fast zu des Gipfels Höh'.

Da plötzlich rollt ein Donner, —
„Das ist der Donner nicht!"
So ruft er, sich erweckend, —
„Weh! die Lavine bricht!" — —

„Ha! wie's die Tannenwipfel
Am Berge niederknickt,
Der, hoch herab vom Gipfel,
Die Schweizerlava schickt!"

„Und jetzt, — gerechter Himmel! —
Schon deckt's, ein Grab, die Flur,
Vielleicht von jenen Hütten,
Verschwand schon jede Spur?!"

Doch hatt' ihn selber glücklich
Das Schreckniß kaum erreicht,
D'rum fühlt er augenblicklich
Sein Inn'res wieder leicht;

Und wühlt sich aus der Decke,
Die frostig ihn umgibt,
„Kuoni," ruft er, „Kuoni!
Du bist von Gott geliebt!" —

Und manche heiße Thräne
Schmelzt unter ihm den Schnee,
„Brigitte, Weib! wie sehne
Ich mich in deine Näh!"

„Wie würd' ich jetzt dich segnen,
Geliebtes, theures Weib!
O Gott! vielleicht begraben
Mit allem auch dein Leib!"

Da macht er trotz dem schwanken,
Verletzten Fuß sich auf,
Und liebende Gedanken
Befördern seinen Lauf;

Denkt nur an Weib und Kinder,
Und fühlet nicht den Schmerz,
„Die Heimath werd' ich finden,
Es führt mich ja mein Herz!" —

Und seht! sein süßes Hoffen
Betrog den Gatten nicht,
Die Heimath liegt ihm offen,
Ihm strahlt der Hütten Licht!

Und hier, ach! seine Hütte!
Verschont vom Donnerstreich,
„Zu Dir, zu Dir, Brigitte!
Ihr Kindlein, hin zu Euch!"

Und nun, — wer will erzählen
Was drinnen sich begab?
Er lag an ihrem Halse,
Hinflog der Wanderstab.

„Nie will ich je verwegen
Mich trennen mehr von euch,
Das sey mein Vatersegen,
Und hier mein Himmelreich!"

Franz Fitzinger.

Pilger und Mönch.

Ein Pilger nach dem schönen Lande,
Wo golden die Citrone glüht,
Kam Abends hoch, am Alpenrande,
Der auf das Thal hinuntersieht,
Zu einem Kloster, um im Kreise
Der frommen Brüder, über Nacht
Sich neu zu stärken für die Reise
An's gold'ne Ziel, das ferne lacht.

Er tritt hinein — man zeigt ihm Zimmer,
Gemälde, Schätz' und den Altan;
Da staunt er, denn der Sonne Schimmer
Steigt grad' hinab die Rosenbahn.
Im silberstreif'gen Blumenkleide
Liegt sonnenroth Italia,
Da faßt der Pilger kaum die Freude
Und stumm und weinend steht er da.

Jetzt hebt, wie fragend, er die Blicke
Zu seinem Führer auf, und spricht:
„Gesegnet seid ihr vom Geschicke,
Mit eurem schönen Gotteslicht:
Wem das nicht neidenswerth erschiene,
Wie herrlich, da hinabzuseh'n!" —
„„Ja"" — meint der Mönch mit trüber Miene,
„„Für Jene — die vorübergeh'n!""

Joh. Gabr. Seidl.

Legenden.

Die fliegenden Glocken.

„Gründonnerstag hat Mutter gesagt,
Da werden die Glocken nach Rom gebracht,
Die Engel tragen sie durch die Luft,
D'rum läuten sie durch drei Tage nicht.
Doch wenn der Priester die Messe spricht,
Charsamstag, und das Gloria ruft,
Da kommen sie wieder zurückgeflogen,
Und läuten freudig im Kirchenbogen."

Das Kindlein früh morgens am Fenster stand,
Und schaute mit unverwandtem Blick,
Ob nach des Kirchthurms luftigem Rand
Die wandernden Glocken kehren zurück.
Da lauscht' es jedes Lüftchens Wehen,
Und jedem Rascheln in den Schlehen,

Und wenn die Vöglein vorüberschwirren,
Da meint es sicher die Glocken klirren.
Es harrte und harrt' erwartungsbang,
Sah Lerchen und Lämmerwölkchen ziehen,
Aber nimmer die Glocken vorüberfliehen —
Horch! summt's da nicht wie Glockenklang?
Die Glocken sind schon herein zur Rast,
Du armes Kindlein hast's nun verpaßt!

Die Mutter kehrt aus der Kirche zurück,
So fromm und mild verklärt den Blick,
Und will das Betbuch zur Seite legen,
Da kommt das Kindlein weinend entgegen:
„Lieb' Mütterchen, ach hast gelogen!
Stand dort am Fenster wohl an drei Stund',
Sind nimmer die Glocken vorübergeflogen."
Die Mutter klopft es leis' auf den Mund,
Und streichelt ihm die Ringellocken,
Und spricht und lächelt süß und lind:
„„Das macht, die Englein tragen die Glocken,
Und die Englein sehen wir nicht, mein Kind.""

Und über's Jahr, Gründonnerstag
Das arme Kindlein in Sterben lag.
Die Mutter weinend und kummergebeugt,
Hat still sich über's Bettlein geneigt;

Da richtet sich leise das Kind empor,
Und flüstert der Mutter heimlich in's Ohr:
„Lieb' Mütterchen, o weine nicht!
Heut' Nacht, da war ein Engel bei mir,
So wunderschön, so freundlich und licht,
Der hat mich geküßt und sagte zu mir,
Ich sollt' ihm helfen, die Glocken bringen,
Wenn sie übermorgen das Gloria singen."

August Fischer.

Das Gewicht der Reue.

Hans Görge ein Spieler und Schlemmer war,
Und endlich ein Räuber und Mörder sogar.

Je schlechter die That, je größer sein Muth,
Er strebte nach Gold nur, und lechzte nach Blut.

Dem Starken kam endlich ein stärkeres Weib,
Dem Bösen die bösere Krankheit zu Leib.

Sie warf ihn nieder und band ihn fest
An's Bett, das die Thräne des Schmerzes durchnäßt.

Und wie sich nach Außen nun trübet sein Blick,
Da schaut er zuerst in sein Inn're zurück.

Vorüber an ihm zog nun Bild für Bild,
Wovon ihn ein jedes mit Schauder erfüllt.

Vom Auge, das früher nur Feuer gab,
Rann jetzt das Wasser der Reue herab.

So viel er Thränen fließen gemacht,
So viel weint er selber nun Tag und Nacht.

Und abgemattet von Angst und Pein,
Schlief eines Nachts er in Thränen ein.

Da kam es in einem Traume ihm vor,
Es steige sein Geist von der Erde empor.

Und als vor dem ewigen Richter er stand,
Hielt er eine Wage in seiner Hand.

Und seiner Opfer unendliche Zahl,
Die drängte sich an zu der einen Schal'.

Sie warfen Fluch, Klagen, erlittene Pein,
Betrug, Raub und Mord in die Schale hinein.

Stets tiefer sank sie, vom Bösen schwer,
In größter Angst schaut Hans Görge umher.

Da sah er stehen an seiner Seit'
Ein Eng'lein voll Wehmuth und Traurigkeit.

Sein Schutzengel war es, der sah das Gewicht
Des Bösen, und wußte zu helfen nicht.

Er fand ja nichts Gutes, auch noch so klein,
In die andere Schale zu legen hinein.

Und jetzo verschwand der Engel im Nu,
Und die Schale des Bösen sank immer zu.

Bald aber, im rosigen Lichte, auf's neu'
Flog wieder sein Schutzengel fröhlich herbei.

Er flog mit des Schuldigen Sacktuche her,
Das von Thränen der Reue war naß und schwer.

Und wie er es warf in die leere Schal'
Sank diese, aufwiegend des Bösen Zahl.

Und die Stimme des ew'gen Richters sprach:
„Verzieh'n sey dem Reuigem, was er verbrach!"

Man fand beim nächstfolgenden Morgenroth
Den Görge mit lächelndem Antlitz todt.

J. F. Castelli.

St. Augustin und der Knabe.

Bei Hippon an dem Meeresstrand
Einmal ein ärmlich Häuschen stand,
D'rin lebte, Gott nur zugethan,
Sanct Augustin, der fromme Mann.

Und über Pergament und Schrift
Saß er, so Tag als Nacht vertieft,
Das Wesen Gottes, dem er lebt
Ist's nur, nach dem er forschend strebt.

Nicht weiß er, ob um ihn erwacht
Der Lenz mit seiner Blüthen Pracht,
Noch ob auf's Häuschen sturmumbraust
Des Winters Regen niedersaust.

Auf's Eine nur ist er erpicht
Und weicht von Buch und Schriften nicht,
Und sucht und grübelt ohne End'
Ob er den nirgends Aufschluß fänd'.

So voll des Sinnes geht einmal
Lustwandeln er im Abendstrahl,
Nicht lockt ihn Meer und Strand und Flur,
Ach, auf das Eine sinnt er nur.

Und wie er also sinnt und zieht,
Vor sich er da ein Knäblein sieht,
Das lächelt ihm so frisch und mild
Entgegen, wie ein Engelsbild,

Und eine Muschel in der Hand
Neigt sich's zum Meer vom stein'gen Rand,
Und schöpft, so viel's nur schöpfen kann,
Ein Grübchen sich mit Wasser an.

St. Augustin steht wundernd still,
Möcht' wissen, was das Knäblein will,
Tritt zu dem Kleinen d'rauf und spricht:
„Was machst du da, du kleiner Wicht?"

Doch der, schaut ohne Schreck' ihn an:
„„Das siehst du ja, du großer Mann,
Das Meer, so du erblickst vor dir
Schöpf' ich in dieses Grübchen hier.““

„Du Thor“ erwidert Augustin,
„Wie kommt dir solches nur zu Sinn?
Wie glaubst du in dieß Grübchen klein
Zu bringen all' das Meer hinein?“

„„Und warum sollt' ich's glauben nicht?““
Der Knab' gar ernst zu jenem spricht,
„„Glaubst du doch zu ergründen gar
Was Keinem noch ward offenbar.““

„„Viel leichter ist's, daß ich das Meer
Mir schöpf' in dieses Grübchen her,
Als daß der Mensch, mit aller Plag',
Den Herrn der Welt erforschen mag.““

„„Drum beth' er tief im Staub ihn an,
Weil mehr sein schwacher Sinn nicht kann!““
So sprach der Knab', und war wie Duft
Verweht, entschwunden in die Luft.

Sanct Augustin stand an dem Strand
Und starrte schamroth in den Sand,
Und tief im Inner'n ward's ihm klar,
Das Knäblein sprach nur allzuwahr.

Und wie zurück in's Haus er kam,
Kein Buch er aus dem Winkel nahm,
Dünkt alles eitel ihm und leer,
Gelernt hat er vom Knäblein mehr.

Und gläub'ger lebte nun hinfort
Sanct Augustin im Häuschen dort,
Und sah, für alle Zweifel taub
Den Herrn in Sonne, Blum' und Staub.

J. N. Vogl.

Sanct Martin.

Schnee bedecket Berg und Thale.
Wüthend tobt der eis'ge Nord.
Da, vom lauten Rittermahle,
Reitet einst Sanct Martin fort.
Fürbaß, durch verwehte Gründe,
Trabt der fromme Rittersmann;
Sorglos, daß sein Roß sich finde
Durch beschneite Winterbahn.
Rauschend, mit des Mantels Falten
Spielt der ungestüme Gast,
Und des Sturmes rauhes Walten
Zügelt scharf des Thieres Hast.

Langsam müht der wackre Degen
Einen Hohlweg sich hinauf. —

Da, im Sturm', kommt's ihm entgegen.
Rasch hemmt er des Rosses Lauf,
Spähend durch des Zwielichts Grauen
In dem flockigem Gewirr';
Soll er seinen Augen trauen?
Fast halbnackt krümmt sich's herfür!
Altersschwach, des Stab's kaum mächtig,
Halberstarrt schon schleicht es her,
Und Sanct Martin, warm und prächtig,
Reitet, fast beschämt, einher!

Solche Armuth spricht durch Schweigen! —
Führt' er auch nicht Gold bei sich:
Möcht' er darum hart sich zeigen?
Großmuth nur ist ritterlich! —
Und das Schwert durchhaut die Lüfte,
Trennt den Sammt mit scharfem Hieb;
Der, zu Schutz und Schmuck der Hüfte
Hier allein zu theilen blieb;
Reicht mit rührendem Erbarmen,
Mildem, seelenvollem Blick,
Schnell dem mitleidswerthen Armen
Das gestickte Purpurstück.

Spornt den Hengst, voll süßer Freude,
Spottend über Schnee und Wind,

Nach der sturmbewegten Haide.
Dann, um freundlich noch geschwind
Den Beschenkten zu begrüßen,
Wendet rückwärts er das Haupt:
Siehet itzt in Glanz zerfließen
Den, für den er sich beraubt!
In den Heiland sich verwandeln,
Der vordem, als Gottessohn:
Himmlisch lieben, menschlich handeln
Lehrte, — um des Todes Lohn!

Und der fromme Ritter stürzet
Von dem Streitthier sich herab;
Kniet dem Herrn zu Füßen! — kürzet
D'rauf den Weg der Heimkehr ab.
Läßt dem Hengste Zaum und Zügel,
Schleudert von sich Helm und Schwert!
Nach des Rosses gold'nem Bügel
Nimmermehr sein Fuß begehrt.
Und er klopfet an die Pforte,
Wo's vom Thurm so traulich klingt!
Beugend sich dem heil'gen Worte,
Das zu Lieb' und Demuth zwingt.

J. J. Hannusch.

Die Hände auf dem Grabe.

Im Kirchhof zu Neurode
Da liegt ein einsam Grab,
D'ran steht gebeugt die Mutter,
Die Mutter an ihrem Stab'.

Es ward darein begraben
Wohl ihrer Kinder Paar,
Die waren zugleich gestorben,
Gestorben vor manchem Jahr.

Doch sieht sie auf dem Grabe,
Statt Blumen, nur wüsten Graus,
Es wachsen der Kinder Hände,
Ihre Hände zum Grab' heraus!

Das Strafgerichte Gottes
Belud sie mit Schmach und Schand',
Dieweil sie die Mutter geschlagen,
Geschlagen mit frecher Hand.

D'rob weint gar sehr die Mutter,
Doch können die Zähren hell
Das Strafgericht nicht wenden,
Nicht wenden den Fluch zur Stell';

Sie fleht in tausend Zähren
Zum alten Siedler dort:
„O, wollt ein Wort mir nennen,
Mir nennen ein lösend Wort!"

Der spricht: „„Allhier im Walde
Da find't sich solches Wort,
Ihr könnt vom Baum es brechen,
Es brechen an diesem Ort.""

„„Die frevelhaften Hände
Zerhaut mit der Birkenruth',
Bis, daß sich färbt die Erde,
Die Erde von ihrem Blut."" —

Die Mutter nimmt die Ruthe,
Die sinkt aus der Hand ihr gleich,
Es würde das Herz ihr spalten,
Ihr spalten ein jeder Streich;

Und nieder zu dem Grabe
Kniet sie und betet laut:
„Mein Gott, wirst nicht verlassen,
Verlassen, wer dir vertraut!"

„Du weißt's, ich hab' verziehen
Den Kindern, so schwer im Bann,
O zürne, Herr! nicht länger,
Nicht länger als ich gethan!"

Und sieh! anstatt der Hände
Blicken zwei Röslein weiß, —
Die Mutter singt ein Loblied,
Ein Loblied zu Gottes Preis.

Franz Fitzinger.

Die barmherzige Schwester.

Ein sinnberauschter Schwelger
Im Spittel liegt und stöhnt,
Von Gottes Zorn getroffen,
Den er so lang verhöhnt.

Der fühlt von Angst gefoltert
Dem grausen End' sich nah'
Ein schreckerregend Scheusal
Wie's kaum ein Aug' noch sah.

Und Alles flieht den Siechen,
Nicht Einer steht ihm bei,
Umsonst ist all' sein Ringen
Sein Wimmern, sein Geschrei.

So liegt er preisgegeben
Des Siechthums ganzer Noth,
Und harrt nur eines Retters
Und dieser — ist der Tod.

Da aber naht ein Mädchen
Im faltig schwarzen Kleid,
Das sich dem Dienst der Pflege
Verlobt für jeglich Leid.

Schon tritt, noch frisch die Wangen
Von jugendlicher Gluth,
Die gottergebne Schwester
Zum Kranken hin, voll Muth.

Allein, wie sie auf diesen
Nun richtet ihren Blick,
Da schreckt auch sie das Grauen
Zum Erstenmal zurück.

Erblaßt starrt sie dem Grausen
In's hohle Angesicht,
Nein, solche, solche Züge,
Ersah ihr Aug' noch nicht.

D'rauf aber, rasch bezwingend
Das inn're tiefe Grau'n,
Erhebt den Blick zum Himmel
Die Fromme voll Vertrau'n.

Und spricht, wie auch der Sieche
Verzweifelnd ras't und tobt,
„Ich will den Armen pflegen,
So wie ich's Gott gelobt."

„Allein, damit nichts wanken
In meiner Pflicht mich läßt,
So schließt mit einer Kette
Mich an sein Lager fest."

Und wie ihr Mund geheißen
So ist auch bald gescheh'n,
Schon ist sie angefesselt
Am Lager dort zu seh'n.

So bleibt sie bei dem Kranken
In selbstgewählter Haft,
Der eignen Schwäche trotzend
Durch ihres Willens Kraft.

Und pflegt den Qualdurchwühlten
Mit nimmermüder Treu',
Bis ihm, ein Wunder Gottes,
Genesung lacht auf's neu'.

Da sprengt sie ihre Kette,
Beglückt durch ihre That;
Und reuig flieht der Sünder
Hinfort des Bösen Pfad.

Joh. N. Vogl.

Das Gnadenbild zu Absam in Tirol.

Die Mutter kniet, die Mutter wacht
Im Kämmerlein in dunkler Nacht.

Die Lippe bebt, es wallt das Haar,
Das Auge ist der Thränen bar.

Entschlafen ist ihr einzig Kind
Im Todesschlummer leis' und lind.

Ihr Gatte, einst ihr Schirm und Hort,
Er schläft im grünen Friedhof dort.

Es ist so stille im Gemach,
Die Wanduhr steht, kein Laut ist wach.

Erloschen ist der Lampe Licht,
Kein Sternlein durch die Wolken bricht.

Die Mutter kniet, ihr Herz ist leer,
Will beten, aber kann nicht mehr.

„Du, der Betrübten Trösterin!
Ach hilf! Mein Kind es ist dahin!"

Da reißt des Himmels schwarzer Dom,
Der Mond blickt durch das Fenster fromm.

Die Mutter schaut empor zur Stell'
Zu seinem Glanz so freundlich hell.

Sie schaut empor, sein Antlitz mild
Erscheint ihr wie ein Frauenbild.

Und Wölklein, silberweiß und rein,
Sie zieh'n ringsum den Heil'genschein.

Und sie erkennt die Züge bleich:
Es ist Maria gnadenreich.

Des Mitleids Thräne, süß wie Thau,
Entquillt dem Aug' der hohen Frau.

Und auf den Strahlen, luftgewebt,
An's Fenster sie herniederschwebt.

Ein Schimmer blendend sich ergießt,
Sie lächelt lieblich und zerfließt.

Der junge Tag die Mutter weckt,
Im Schlafe krampfhaft hingestreckt.

„Und träum' ich nicht und bin ich wach?"
Und sinnet dem Gesichte nach.

Zum Fenster schaut sie rasch empor,
Da tritt das Wunder klar hervor.

Im Glase ist, o hochbeglückt!
Mariens Bildniß eingedrückt.

Und hin zum Kind im schnellen Lauf,
Es lebt, es schlägt die Aeuglein auf! —

Nun thront dieß Bild im Gotteshaus,
Und spendet weithin Segen aus.

Es wallt die Menge gläubig hin,
Und suchet Trost und findet ihn.

Millinger.

Des heiligen Sebaldus Eiszapfen.

Das letzte Blatt ist vom Baum gestreift,
Und kalt der Wind durch die Zweige pfeift,
Auch fällt aus trüber Himmelshöh'
Zur Erd' herab gewalt'ger Schnee;
Kein Bäumlein sich aus dem Boden streckt,
Dess' Gipfel nicht wär' zugedeckt. —
Wohl steht ein einsam' Beterhaus
Frei und allein auf der Haide drauß',
Und Sanct Sebald, so arm, als fromm,
Wankt zitternd vor Kält' aus dem Gottesdom,
Und sucht umsonst eines Feuers Schein,
Die Sonne hüllt sich in Nebel ein.
Wie brünstig er den Herrn anruft,
Kann nicht mehr fort durch die eisige Luft;

Ermattet sinkt er endlich hin,
Doch schleppt er sich weiter mit gläub'gem Sinn.—
Da sieht er ein Hüttlein an seiner Seit',
„O lasset mich ein, ihr lieben Leut'!
Gönnt mir ein wenig zu wärmen mich,
Vergelten wird's Gott euch sicherlich!"
Der Wagner aber, der drinnen saß
Mit seinem Weib', erzürnt' sich baß:
„„Wir haben kein Feuer für euern Gott,
Und keines für euch und euere Noth;
Da draußen hängen ja Zapfen von Eis,
Die zündet an, und macht euch heiß!""
Doch Sanct Sebald schweigt zu dem Spott,
Und betet mit Inbrunst zu seinem Gott. —
Und vor dem Wagner und seinem Weib'
Richt't er sich auf mit erstarrtem Leib,
Und bricht die Zapfen vom niedern Dach,
Leget wie Scheiter sie hin gemach.
D'rauf quellen helle Tröpfelein,
Als thäte das Eis sich erbarmen sein,
Und schmelzen, als hätt' es gar ein Herz,
Dem nahe ginge des Greises Schmerz.
Und wo ein Tröpflein rollte hin,
Da sieht man lustige Funken sprüh'n,
Die fachet er zu Flammen an,

Und dankt dem Herrn, und wärmt sich d'ran,—
Und wie sich stellt dieß Wunder dar,
Da stürzt wohl auf die Knie das Paar,
Bekennet ihm reuig den eitlen Wahn,
Und ehrt als Heiligen ihn fortan.

Franz Fitzinger.

Die Schutzmauer.

„Mutter! Mutter! hört ihr trommeln?
Weh! Nun ist der Schwede da!
Blutig wird die Nacht sich enden
Uns're letzte Frist ist nah'!"
Doch die greise Mutter faltet
Fromm die Hand und spricht allein:
„Schließ', o Herr, mit deiner Mauer
Vor des Feindes Grimm uns ein!"

„Mutter! Mutter! hört ihr's knallen?
Weh! Schon plündert er im Ort!
Ach warum aus unsrer Hütte
Floh'n wir nicht bei Zeiten fort!"
Doch die greise Mutter faltet
Fromm die Hand und spricht allein:
„Schließ', o Herr, mit deiner Mauer
Vor des Feindes Grimm uns ein!"

Horch, schon fallen Schüss' auf Schüsse,
Nachtsturm schlägt an's Fenster wild,
Doch der Alten Hütte schützet
Vor dem Feind des Herren Schild. —
Endlich weicht die Nacht — und schüchtern
Späht das Mägdlein jetzt hinaus:
„Wunder! Wunder! Bis zum Giebel
Ist mit Schnee umhüllt das Haus!"

So verbarg die arme Hütte
Vor dem Feind die Flockenwand,
Und an ihr vorüber tobte
Plünd'rung, Gräuel, Mord und Brand.
Hin auf's Knie nun fällt die Mutter
Freudig, mit dem Töchterlein:
„Ja, es schloß uns deine Mauer
Vor dem Grimm des Feindes ein!"

Joh. N. Vogl.

Kalife und Bettler.

Im Tempel zu Mekka kniete
Der mächtige Kalif,
Und vor ihm kniete ein Bettler
Im Gebete versunken tief.

Und da in der Andacht ihn störte
Der Bettler, so rief er ihm zu:
„Fort, Sclave! ich bin der Kalife,
Und will hier beten in Ruh'."

Es harrt der Kalif'; doch der Bettler
Hat wohl nicht vernommen dies Wort;
Denn er hebt sich nicht von der Stelle,
Und betet ganz ruhig fort.

Da tritt der Herrscher zum Bettler
Und fragt ihn: „Hast du nicht gehört!
Verlasse dies Haus, da dein Anblick
In meinem Gebete mich stört."

„„O, Herr!"" erwiedert der Bettler,
„„Vor Gott sind Beide wir gleich,
Im Tempel ist Platz hier für Beide,
Er höret hier mich, so wie Euch.""

„Wohlan!" versetzt der Kalife,
„Halsstarriger Mann! wenn von hier
Du gehst und alleine mich lässest,
Erbitt' eine Gnade von mir!"

Und lächelnd antwortet der Bettler:
„„Da trieb' mit dem Ew'gen ich Spott;
Denn hab' ich hier etwas zu bitten,
Erbitt' ich mir's einzig von Gott!""

J. F. Castelli.

Sanct Veronika.

Wundenvoll, mit banger Seele,
Todesmattem Schritt;
Während, daß kein Leid ihm fehle,
Spott — sein Herz durchschnitt:
Hat der Herr das Kreuz getragen
Hin nach Golgatha,
Das schon fernher, ohne Klagen,
Jetzt sein Auge sah!

Schauer flog durch seine Glieder. —
Eine kurze Rast
Gönnet man. Da sinkt er nieder
Unter seiner Last. —
Sieh', da fließet eine Thräne,
Die um Mitleid fleht:
Simon ist es, von Cyrene,
Der — voll Trauer — steht!

„Hast du menschliches Erbarmen
Für den armen Mann:
Hilf' auch!" — Und mit starken Armen
Eilt er rasch heran;
Hilft dem Herrn das Kreuz erheben.
Jesus blickt ihn an.
Simon fühlt sein Herz erbeben! —
Und der Zug begann.

Ach! der Herr, bald sinkt er wieder,
Bleich und todesmüd',
Unter'm Kreuze bebend nieder. —
Und ein Mägdlein sieht
Weinend, mit bewegtem Herzen,
So viel' bitt'res Leid!
Und zu lindern diese Schmerzen,
Ist sie still bereit.

Eilig, — knieend, von der Stirne,
Die so bleich und heiß,
(Spotte auch das Volk, und zürne!)
Trocknet sie den Schweiß. —
Himmelshuld in seinem Blicke,
Schaut der Herr sie an;
Fühlt: daß Mitleid ihn erquicke
Auf der Todesbahn!

Und es nennt die fromme Sage:
Sanct Veronika!
Die — an seinem Todestage —
Jesu leiden sah. —
Göttlich strahlt des „Himmlisch-Reinen"
Demuth und Geduld;
Aber menschlich-schön erscheinen:
Mitleid, Frauenhuld!

J. J. Hannusch.

Vergelt's Gott tausendmal.

Maria mit dem Jesuskind,
Bei Nacht und Nebel, Frost und Wind,
Von Joseph und dem Weg verirret,
Mit müdem Fuß, verstört, verwirret,
Wankt bleich und angstvoll sie umher, —
Auf mattem Arm die Bürde schwer.

Erschöpft schon sinkt sie auf's Gestein,
Da flimmert eines Lichtes Schein, —
Und sanft die Zweige sich erhellen,
Ganz nahe tönt's wie Hundebellen, —
Vom Hügel kam's, sie eilt hinauf —
Ein freundlich Dörfchen nimmt sie auf.

Ein schmuckes Haus, auf grünem Plan,
Lockt schnell die müde Pilg'rin an,
Sie setzt den Knaben auf die Schwelle,
Und fleht um eine Lagerstelle. —
Die reiche Bäu'rin schließt das Haus,
Und stößt sie in die Nacht hinaus.

Da sieht sie nah', zehn Schritte kaum,
In eines Strohdach's engem Raum,
Durch's Fenster matt ein Lämpchen blinken,
Ein altes Mütterchen ihr winken. —
Im Aug' den Himmel klar und rein
Tritt sie zur armen Witwe ein.

Im warmen Stübchen eng und schmal,
Bereitet die ein kleines Mahl;
Geht dann, um blank zu überziehen
Ihr eig'nes Bette für Marien,
Und öffnet sich recht seelenfroh
Ganz nahe bei ein Bündel Stroh.

Am Morgen zieh't die Jungfrau fort
Und spricht zum Dank dies Abschiedswort:
„Nur mit Gebet kann ich Euch zahlen,
Vergelt's Euch Gott zu Tausendmalen."
Fern schwenkt die Alte noch ihr Tuch,
Und denkt: Es war ein frommer Spruch.

Setzt gleich sich dann zum Spinnrad hin,
Summt manches Lied mit frommen Sinn,
Vergißt das Essen, mit dem Spinnen,
Die Säumniß wieder zu gewinnen; —
Doch als der Abend freundlich lacht,
Hat sich ihr Garn vertausendfacht.

Die Mähre ging von Mund zu Mund,
Ward bald der Nachbarin auch kund;
Die ärgerte sich d'rob nicht wenig,
Und ging recht kriechend, unterthänig,
Marien zu, gar fein und klug,
Als sie ihr Weg zurücke trug.

Lädt' dann in's Haus sie freundlich ein,
Marie lächelt, magdlich rein,
Und nach des Mahles reichem Segen,
Muß sie in's Prunkgemach sich legen; —
Mit gleichem Spruch zur Morgenstund'
Dankt scheidend ihr der Jungfrau Mund.

Die geiz'ge Frau, gedankenvoll,
Erwägt, was sie beginnen soll —
Doch will sich der Entschluß nicht finden,
Die Zorneswuth, macht sie erblinden —
Da nichts ihr einfällt alsogleich — —
Gibt sie sich einen Backenstreich!

O weh! nun geht es Schlag auf Schlag,
In einem fort den ganzen Tag,
Und eh' des Tages Lichter weichen
Erglühet sie von tausend Streichen!
Daher das Sprichwort: halte Rath,
Bevor Du üb'st die rasche That! —

Karl Freiherr von Braun.

Die vier Evangelisten in der Sophienkirche zu Constantinopel.

Suleiman der Zweite, auf hohem Roß,
Durchjaget Stambul mit seinem Troß,
Im Prunke des Herrschers beschaut er die Stadt
Die Mahom' entrissen den Griechen hat.

Zur Kirche Sophia gelangt er da,
Die nie noch im Innern ein Auge sah,
Die dünket ihm werth des Besuch's zu seyn,
D'rum springt er vom Pferde und tritt hinein.

Welch' fürstliche Halle, welch' stolze Pracht,
So hatte er nimmer den Bau sich gedacht,
Wie haftet voll Staunen sein trunkener Blick
Dort an den Gebilden von Mosaik.

„Ei sagt doch, wer sind dort die Vier an der Wand,
Mir riesigen Leibern und fall'gem Gewand,
Die niederschauen so ernst zu mir
Mit Löwe und Kind und mit Adler und Stier?

Da spricht ein Wesir: „„Wie mir bekannt
Sind jene die Evangelisten genannt,
So heißen die Jünger sie von dem Christ,
Der feig unserm Halbmond gewichen ist.““

„Hinweg mit den Giauern*) hinweg sogleich,
Wie schön sie auch immer und farbenreich,
Betüncht sie mit Mörtel, daß Keiner seh'
Je wieder die Bilder in der Moschee."

So herrschet der Sultan, und wie sein Mund
Geboten, so thuen die Moslims zur Stund',
Und hüllen die Bilder gefügt aus Stein
In sandigem Mörtel für immer ein.

---

*) Ein Schimpfname, welchen die Mahomedaner den Christen beilegen, so viel als: Christenhund.

Wohl faßte die Christen ein tiefer Gram
Als solches ihr Ohr von den Moslims vernahm,
Doch konnten sie hindern den Frevel nicht,
Der grausam vertilgte der Farben Licht.

Da regt sich's mit Eins in der Erde Schooß,
Es scheinen die Geister des Abgrunds los,
Die wühlen und reißen in toller Hast
An Mauer und Hütte, an Thurm und Pallast.

Schon brechen und stürzen mit wildem Gekrach
Die Häuser zusammen mit Mauer und Dach,
Da flieh'n die Bewohner im wilden Schwall,
Da flieht auch Suleiman zum Erstenmal.

Nach Wochen erst, als schon vorbei die Gefahr,
Kehrt wieder der Sultan mit seiner Schaar,
Doch Trümmer nur sieht er auf Trümmer gehäuft,
Ein Leichenfeld d'rüber der Nachtwind streift.

Nur unversehrt fand er die Kirche allein,
Doch wie er in diese nun tritt hinein,
Da prallt er, von Staunen erfaßt zurück,
Denn — Gottes Finger gewahrt dort sein Blick.

Am Boden verstreuet liegt Mörtel und Sand,
Womit sie die Heil'gen bedeckt an der Wand,
Und niederschauen wie früher die Vier
Mit Löwe und Kind, und mit Adler und Stier.

Joh. Nep. Vogl.

Parabeln und Fabeln.

Der Glühwurm und die Pflanze.

Einer schlummermüden Pflanze
Lag ein Glühwurm stolz im Schoß
Prunkend mit dem schwachen Glanze,
Der aus seinem Körper floß.

„Sag mir, ist dein Strahl verglommen
Pflänzchen dir, so jung und frisch,
Hat der Abend hingenommen
Deiner Farben schön Gemisch?"

„Sieh, ich leuchte rings umher
Durch den nächtlich öden Graus,
Send' allein ein Feuermeer
Dem Karfunkel ähnlich aus."

Und die Pflanze hört im Stillen
Wie der Prahler sie verhöhnt,
Athmet auf — und Düfte quillen
Und ein leises Weh'n ertönt:

„Danken sollst Du meinem Dunkel
Das Dir Licht und Glanz gebracht,
Denn Du leuchtest wie Karfunkel
Weil ich selber jetzt in Nacht."

„Und ein einzig heller Strahl
Der aus jener Höhe bricht
Macht erbleichen Dich und fahl
Doch der Pflanze bringt er Licht."

* * *

Nur wenn all' die Besten schweigen
Kann der Thoren Schaar sich zeigen.

Alexander Gigl.

Der schlechte Violon.

Zu Boden fiel, in Stücke brach
Ein schlechter Violon,
Gab, ausgebessert, nach und nach
Den feinsten reinsten Ton,
Und nun bezauberts weit und breit;
Sein Fall war sein Gewinn,

* * *

Oft ist die Widerwärtigkeit
Die beste Lehrerin.

J. F. Castelli.

Der Sündenbau.

Vernehmt nun eine alte Mähr' —
Ein Mann, der Geld erwuchert sehr,
Ließ einen Tempel groß und weit
Erbau'n voll Pracht und Herrlichkeit,
Zu sühnen all' sein Missethat,
Auch einen Klausner er da bath,
Das Haus zu weih'n in Gottes Nahm'.

Ein's Abends nun der Fromme kam,
Und eh' die Kirch' er weihen sollt'
Noch hin zu selber geh'n er wollt',
Um sich den Bau dort zu beschau'n,
Wie Sims und Fenster wär' gehau'n.

Ihm däucht, daß Niemand drinnen wär',
Doch sieht er wie dort hin und her
Der Teufel ging und maß die Wänd'
Von einem End' zum andern End'.

Der Klausner sprach: „Du schlimmer Wicht
Dein braucht man an der Stätte nicht."
Der Teufel drauf: „„Was schmäht ihr gleich
Und fürcht' doch mehr mich, denn ich euch,
Hab nie nach euerm Gut begehrt,
Laßt mir nun auch, was mir gehört.""

Ruft da der Klausner zornig aus:
„Mußt morgen lassen mir dieß Haus,
Dem Herrn man hier nur dienen soll."
Da sprach der Teufel: „„Wißt ihr wohl,
Wer andern nimmt ihr eigen Gut
Nicht nach des Herren Willen thut,
Soll denn ein Klausner schlimmer seyn
Denn unser ein's, das wär nicht fein.
Laßt mir das meine nehmen fort,
Was Euer, laß' ich gern am Ort.""

Der Klausner: „Das erlaub' ich dir!"
Hin fuhr er; doch wie Morgens dann
Der Klausner kam zur Kirch' hinan
Und wollt' sie weih'n und machen rein
Da fand er weder Holz noch Stein.

Joh. N. Vogl.

Die Stadtmaus und die Feldmaus.

Aus der Stadt, voll Freundlichkeiten,
Kam auf's Land einst eine Maus:
„Ortolanen," schon von weiten
Rief sie, „gab' ich heut zum Schmaus."

Und die Feldmaus ging und schaute
Das Gedeck auf türk'schem Zeug;
Welch' Bewirthung ihr die traute
Freundin macht, das denket euch.

Reichlich war der Tisch besetzet,
Alles schön, wie sich's gehört;
Doch, da man sich weidlich letzet,
Wird man unverhofft gestört.

Vor der Thüre an dem Saale
Hört man rappeln; eiligst fort
Stadtmaus flieht vom leckern Mahle,
Feldmaus folgt an sichern Ort.

Und die Ruhe kehret wieder,
Mäuschen kommen auch zurück:
„Lassen Sie sich doch hier nieder,
Da ist noch ein fettes Stück."

„„Danke schön,"" sagt die vom Lande,
„„Morgen kommen Sie zu mir;
Freylich bin ich nicht im Stande
Zu gastiren, wie Sie hier:""

„„Aber ungelegne Gäste
Nahen störend nicht heran,""

* * *

Pfui, des glänzendsten der Feste,
Das die Angst verbittern kann.

M. D. Cavilja.

Das Gericht des Löwen.

Der Löwe zu Gerichte saß
Auf seinem Felsenthron;
Sein rollend Auge war ein Blitz,
Die Stimme Donnerton.

Und zitternd standen um ihn her
Die Thiere allesammt,
„Du, treuer Hund," der König sprach,
„Verrichte nun dein Amt!"

Die Schuld'gen brachte nun herbei
Der Hund; es blickte tief
Der Löw' in eines Jeden Brust,
In der Verbrechen schlief.

Der Weih', der Eber und der Wolf
Und noch manch' and'res Thier.

Das frechen Raubes ward gezieh'n,
Der Untreu', Mordbegier.

„Sie sey'n verbannt aus meiner Näh'
Verbannt aus meinem Schutz,
Dem Netz verfallen und dem Blei,
Und jedem Menschentrutz."

Der König sprach's und dem geschah;
Drauf unter dem Gethier
Der Löwe einen Menschen sah:
„Auch Menschen bringst du mir?"

Da blickt er ihm ins Herz und liest
Verläumdung tief darin,
Er stutzt und sinnt, und faßt doch nicht
Des fremden Wortes Sinn.

„Entsetzlich muß die Unthat seyn,"
Der Richter endlich spricht,
„Weil einem Menschen das Geschick
Versagte sein Gericht!""

Franz Fitzinger.

Baum und Fels.

Ein schattig Bäumchen, das zunächst
Bei einem schmalen Felsen wächst,
Und das sein Kaltsinn längst verdroß,
Läßt endlich seinen Unmuth los.

„Schon lange" — ruft es, — „schütz' ich dich
Vor Sonnenstaub und Sonnenstich,
Und weh' dir täglich Kühlung zu,
Doch, kahler Fels, was thust mir Du?" —

Und als es kaum die Worte sprach,
Da wird ein Sturm im Walde wach,
Und Tanne, Föhr' und Eiche kracht
Vor seiner nie gefühlten Macht.

Doch was der Sturm auch immer bricht,
Des Bäumchens Stamm verletzt er nicht,
Weil es, gedrängt von seiner Wuth,
Jetzt an der Brust des Felsen ruht.

Und noch vor Angst und Schrecken starr,
Fühlt's nun beschämt, wie hart es war,
Und hat, von Reue übermannt,
Erst in der Noth den Freund erkannt. —

Vincenz Zusner.

Der Rednermund.

Einst galt es eine Wahrheit, ernst und tief
Dem Allgemeinen faßlich darzustellen,
Und muthig trat ein Redner hin, und rief:
„Vernehmt, — ich will das Dunkle jetzt erhellen!“

Und er begann vom Urquell alles Guten,
Von Schönheit, Liebe, Haß, von Wissen, Meinen,
Vom Relativen und dem Absoluten
Und was man Leben heißt und Sein, was Scheinen —

Und schrie und tobte, schlug mit Fäusten drein
Und schwur: So steht es da und dort geschrieben,
Was wahr nicht ist, muß falsch im Grunde seyn,
Die Wahrheit ist sich ewig gleich geblieben!

Man horchte lang, und sann im Stillen nach —
Wo mag doch hier die rechte Wahrheit stecken,

Der helle Tag, von dem der Redner sprach
Er soll in Aller Herzen sich erwecken?

Umsonst, man blieb so dunkel wie zuvor,
Da trat ein And'rer hin und sprach ein Wort —
Und schwieg — doch kaum gedrungen in das Ohr
Der Menge, wirkt es kräftig fort und fort

Und wie berührt von einem Götterfunken
Im Tiefsten klar und von der Klarheit trunken,
Erhob begeistert man des Glaubens Licht
Der Wahrheit, die von Herz zu Herzen spricht.

Und wo gezweifelt bis zu dieser Stunde,
Da schallt es gläubig jetzt von Mund zu Munde:
„Nun wahrlich, Freund. Ihr seid ein Wundermann,
Der mag Euch richten, der's begreifen kann."

„Ihr spracht Ein Wort — ich schrie aus voller Lungen
Und doch habt Ihr nur dieses Volk bezwungen,
Wo liegt der Zauber denn in Einem Wort?"
„„Nun eben Freund, in diesem Einen Wort!""

Alexander Gigl.

Der Pflanzer und der Seidenwurm.

Mit Sammt und Seide angethan,
Stolzirte auf der marmornen Estrade,
Der Herr der schönen Villa, d'ran der See
Von Como seine Wellen brach. In Hulden
Bemerkt' er einen Seidenwurm, der gierig
Den Rest von einem Maulbeerblatt verzehrte.
„Sieh, schlechter Wurm, —" so prahlte laut der Mann, —
All' diese tausend Bäume pflanzen wir
Für deinen nie gestillten Appetit;
Wir bieten dir die kühlen Reisgeflechte,
Worin du schläfst, und ungestört dich einspinnst,
Wir wahren dich vor jedem Lüftchen hier,

Vor jedem Feinde der sich wollte nah'n.
„„Das ist die Wahrheit,““ sagte d'rauf der Wurm,
Doch bietet dir auch unser schwach Geschlecht
Nicht weniger.““ — Verächtlich lachte Jener,
Und weiter sprach der Wurm:
„„'S ist wahr, du gibst uns Nahrung, Obdach, Schutz,
Daß ruhig das Gewebe sich vollende,
Doch ist's vollendet mordest du uns grausam,
Zum Danke, daß wir dir dieß schöne Kleid
Gesponnen; oder sprich, wer gab dir diesen
Pallast, wer diese reichbepflanzten Gründe?““
„Mein Gold!“ versetzte stolzer noch der Herr. —
„„Und wer das Gold?““ — Da winkte seinem Diener
Der Herr der Villa und der armen Würmer,
Und tausend im Kokon verschloss'ne Thierchen
Verkamen gräßlich in des Ofens Gluth.

Franz Fitzinger.

Orange und Pflaumen.

Die Orange merkt' es offenbar,
Daß sie dem Garten Anstoß war;
Mit stummen Neid, und lautem Stolz
Befeindet sie rings das schlechte Holz,
Vor allem Philister-Obst zumeist
Das Pflaumengesindel sich bläht und preist:
„Säh einer unsrer Früchte Last!
Wir bedecken das Rund der Erde fast.
Ueberschwemmt von unserm blauen Regen,
Lobt Jung und Alt des Herbstes Segen.
Wir füllen den Markt; der Buden Raum
Faßt unsern süßen Reichthum kaum, —
Dagegen die dort, — es ist zum Lachen,

Wie sich die Stolze will kostbar machen! —
Ja wir geben auf Gassen und Straßen
Den Tausenden vollauf zu prassen,
Und wenn uns das Volk mit Gier verschlingt.
Das platzend Magen und Bauch sich schwingt,
Der Bettler schwelgt für Pfennigsgeld,
Da lobt und liebt uns die ganze Welt.
Die Arme dort, so allein im Garten
Mag lang auf ihre Verehrer warten!" —
Indeß, begleitet von Ritter und Knapp'
Die Königin steigt vom Schloß herab.
Lustwandelnd in heit'ren Gartens Raum
Erblickt sie die Orange kaum,
Da lacht ihr Herz und Seele gleich
Als säh sie ihr ganzes Königreich.
„„Wie hehr des Stammes Säule sprießt!
Wie schön die Wölbung der Krone schließt!
Wie prächtig im schattigen Dunkelgrün
Die gold'nen Feuerballen glüh'n,
Gleich wie am Himmel der Nacht gehängt
Der Mond sich aus ernsten Wolken drängt!"
Und ein lockiger Page mit Eil' entspringt,
Auf die Sprossen der Leiter sich zierlich schwingt;
Er hebt die schönste Frucht vom Baum —
Die zarte Hand umspannt sie kaum —

Und auf der Tasse vom Golde klar,
Bringt er sie knieend der Herrin dar —
Durch Fleisch und Kern wie Wurmstich gings
Den scheelen Pflaumen rechts und links.

Ferd. Kürnberger.

Der Hund und das Krokodil.

Ein Hund trank einstens aus dem Nil,
Indem zugleich er weiter lief;
„Nimm Dir zum Trinken Zeit doch!" rief
Ihm zu ein listig Krokodil.

Der Hund entgegnet weislich dieß:
„„Wohl schädlich ist's, beym Trinken geh'n;
Doch wär' es räthlich, still zu steh'n,
Da mich dein Zahn in Stücke riß?""

Ein Hund voll Weisheit, in der That!
Ich pflichte seiner Meinung bei
Daß es gefährlich immer sey,
Zu folgen eines Feindes Rath.

Fr. J. Schaffer.

Der Fels und die Rebe.

„Du Felsenblock, so schwarz und kahl
Was machst Du hier im üpp'gen Thal,
Und findest Dich, ein plumper Stein —
Wie lächerlich — im Grünen ein?
Hier keimt und blüht es ohne Rast
Lebt Eines für des Andern Pflege
Du schaffest Nichts — Du bist zur Last!" —
So sprach zum Fels das Weingehege.

„„Du Rebenhag, so schön gebaut
Vernimmst Du nicht den dumpfen Laut,
Der unterirdisch donnernd ruft:
„„Belebt ist auch die Felsenkluft!?""
Und wer es liebt mein schroffes Herz
Und niedersteigt auf dunklem Wege
Dem lohn' ich's hoch mit edlem Erz!"" —
So sprach der Fels zum Weingehege.

Alexander Sigl.

Der Fischer und die Perlenmuschel.

Vor dem Korbe voll von Muscheln
Stand ein Fischer, der dem Meere
Sie entrissen; vorsichtsvoll
Oeffnet er so manche Muschel,
Nimmt heraus die weißen Perlen
Mit dem Regenbogenglanze,
Schleudert dann die leeren Schalen
Voll Verachtung weit von sich.
„Wie verächtlich Du uns hinwirfst,
Da die Perlen Du genommen,"
Sagte eine von den Muscheln, —
„Wir sind nicht so mächt'ge Wesen
Wie ihr seyd, allein auch Allen
Wird es nimmer mehr gelingen,
Eine Perle nur zu schaffen,

Wie wir schlichte Schalen thun.
Was sind eu're Prachtgewebe,
Was der Bilder Farbenglanz
Gegen diesen Irisschimmer,
Der das Aug' euch so besticht!
Zu den Muscheln müßt ihr kommen,
Wollt ihr Perlen bunt und licht'"—
„„Rühme dich nicht so gewaltig
Deiner Perlen"" sprach der Mensch,
„„Sind sie doch nur eine Krankheit,
Die euch eigen ist;"" — „Mag seyn,"
Sprach die Muschel d'rauf, „doch rühmt ihr
Euch nicht selber mancher geist'ger,
Mancher körperlichen Krankheit,
Die nicht einmal schön zu nennen,
Und noch wen'ger ehrenvoll?!"

Franz Fitzinger.

Parteisucht.

„Ein Ende hat der wilde Streit"
So hub der Thiere König an —
„Was eure Stämme lang entzweit
Es sey für immer abgethan."

„Die Sitte, Rang und Meinung trennt
Sie mögen sich die Hände reichen,
Wo Alles sich nach Einem nennt,
Muß Eines auch dem Andern gleichen."

Und Jubel schallte rings empor.
Da trat ein Eber kühn hervor
Und stellte sich dem König dar:
„„Was Friede, Herr — was soll die Ruh',
Ich will es haben, wie es war,
Wo's Feinde gab, ein Ich — ein Du,
Ein Recht — ein Unrecht — Schwarz und
Weiß,

Wo Einer kalt, der And're heiß! —
Da war das Leben täglich neu!""" —
„Halt ein Du Thor! Ich kenne Dich!
Bist du derselbe nicht, der scheu
Erst unlängst her zum Throne schlich
Und flehend nur um Frieden bat!"""
""„Ja weißt du Herr, warum ich's that? —
Weil all' die Andern Streit erhoben
So wollt' ich mir den Frieden loben!
So bin ich Herr, so laß mich schalten,
Nie werd' ich's mit dem Zweiten halten,
Der Eine Ja, der And're Nein, —
Es müssen zwei Parteien seyn!""

Alexander Gigl.

Der Reiche und der Maler.

Ein Reicher, wähnend, daß das Gold
Mehr als genug die Kunst bezahle,
Sucht einen Künstler auf, der eine Schlacht ihm male.
Hundert Louisd'or verspricht er Ehrensold.
Vollendet ist das Bild, es wird gebracht, beseh'n.
„Ich hab nicht Eines, das an Kunst ihm gleiche,
Doch Hundert Louisd'or," versetzt der Reiche
„Ist viel; ein schöner Preis wär' achtzig, wie Sie seh'n."
Der Maler auf dieß Wort, ohn' alle Klage,
Ganz kalt ein Messer aus der Tasche nimmt:
„„Die Billigkeit will nicht, daß Einem man versage,
Was ihm gebührt, es sind mir zwanzig noch bestimmt;
Für die belieben Sie nun zu entscheiden,
Wo ich das Meine soll herunterschneiden?""

M. D. Cavilja.

Das Vöglein.

Ein Vöglein, dessen Name mir entfiel,
Erwählte sich zu seines Fluges Ziel
Nur stets des Aethers allerhöchsten Raum,
Und hing es dort am allerfernsten Saum,
Kaum sichtbar mehr, begann es erst den Sang,
Der nur kaum hörbar mehr hernieder klang.
Und vieles Volk: „Welch' Flug das Lied scheint schön;
Doch schöner wär' es, könnte man's versteh'n!"

* * *

Wer sich versteigt, erscheinet endlich klein;
Verständlich sing', wer will verstanden seyn

Fr. J. Schaffer.

Der fliegende Fisch.

Hoch an des Meeres Klippenstrand,
Auf eines Felsen Scheitel saß
Der Adler, trinkend Sonnengluth.
„Ha, Brüderchen dort oben, sey
Mir herzlich tausendmal gegrüßt!"
So quackt es im vertrauten Ton
Zu ihm aus nasser Tief' empor. —
Der Königsvogel blickt hinab,
Und sieht — mit aufgerecktem Kopf
Ein Schuppenthierchen in der Fluth.
„„Dein Bruder ich? bin ich ein Fisch?""
Erwiderte der Vögel Fürst

Dem Schwimmer lachend. „Das nun nicht," —
Entgegnet dieser — „aber ich,
Ein Vogel bin ich, traun wie Du!
Denn wisse, daß ich fliegen kann,
Ja fliegen, trotz dem Keckesten
Des buntgefiederten Geschlechts.
Nur dieser träge, schwere Sumpf,
Dieß nasse, grobe Element,
Worin ein feindliches Geschick
Mich, ach! geboren werden ließ,
Hemmt meines Fluges kühnern Schwung,
Und zieht zur Tiefe mich herab."
Der Adler hört's und glaubt es kaum.
„„Ey —"" spricht er zweifelnd — „„könnt' ich nicht
Von deiner Kunst ein Pröbchen sehn?""
„Ein Pröbchen? Eben wollt' ich das."
Gesagt, gethan. Der Schuppner schnellt
Sich aus den Wellen in die Höh',
Und rudert fort, fast wagerecht,
Mit nassen Flossen durch die Luft,
Wohl fünfzig Schritt. Jetzt sinket er
Und kehrt zur heimatlichen Fluth
Und durch die Fluth zum Fels zurück.
„Nun," ruft er mit zufriednem Stolz

Dem Adler zu — „nun siehst du doch,
Daß ich kein schlechter Alltagsfisch,
Nein, Vogel bin, und fliegen kann.“ —
Mitleidig lächelnd spricht der Aar:
„„Was fliegen und nicht fliegen sey,
Bleib' für dießmal unausgemacht!
Wahr ist's, du schwebtest durch die Luft;
Doch Dünkel spornt und Undank dich
Zu schmäh'n der Fluthen edles Naß,
Als hemm' es dich im raschen Flug;
Denn ihm verdankest du den Flug.
So lang — ich sah's mit scharfem Blick —
Die Flosse dir vom Wasser troff,
So lange schwebtest du empor.
Doch trocknend hatte kaum die Luft
Dieß „„nasse, grobe Element““
Dir von den Flossen weggeküßt;
Da stürztest du, ein echter Fisch,
Des Muths beraubt und sonder Kraft,
Zurück in dunkler Wellen Schlund.““
So sprach der Aar und schwang sich auf.

A. Stein.

Das schönste Loos.

„Da zieht," rief Zevs mit gnadenvoller Miene,
Den Menschen zu, „hier steht die Urne, voll
Der weißen Loose, zieht euch die Gewinne
Des Glückes; auf, die Stunde will euch wohl."

Wie drängte da sich alles um die Wette
Der Urne, mit entflammtem Eifer zu! —
Der zog ein Ordensband, der eine Domherrnkette,
Und schlich sich fort, mit einem Bauch voll Ruh;

Dem fiel ein Krummstab in die raschen Hände,
Und jener zog sich einen Feldherrnstab,
Der zog, und jubelte, ob einem Pergamente,
Das ihm den Seth zum Ahnherrn gab.

Der zog ein Weib sich, seines Lebens Wonne,
Doch schnell drängt' ihn ein and'rer fort.
Der griff, — bei Gott geschickt! — nach einer Krone,
Und schritt als König stolz vom Ort. —

Ich stand ganz fern und harrte ruh'gen Blickes
Bis sich der Strom der Ziehenden verlief;
Sie gingen endlich, trunken ihres Glückes,
Doch keiner war, der Dank dem Gotte rief.

Nun naht' auch ich. „„Wem wohl die Götter wollen,
Den sucht das Glück, eh' er das Glück gesucht,
Der Zufall selbst muß es ihm dienend holen,
Und Rosen streut die Stund' ihm auf der Flucht.““

So dacht' ich, zog, — und o, der Glücklichste von allen
Warf ich mich Dank entglüht vor Jovis Thron,
Und laut ließ ich das freud'ge Herz erschallen,
Des trunk'nen Jubels wonnevollen Ton.

Und nimmerdar verstumm' er nun hienieden,
Und ewig künd' er meines Lebens Heil,
Denn sieh, mir war das schönste Loos beschieden,
Mir ward ein Freund zu Theil!

Ferd. Kürnberger.

Der Wettstreit.

„Ich bin's —" rief der Federkiel
„Der die Welt zum Staunen zwingt,
Der des Lebens Ernst und Spiel
Ihr im Dichtungskleide bringt —
Ich, durch den der Meister schuf,
Der den Lorbeer ihm errungen,
Und durch den sein Dichterruf
Ueber Meere selbst gedrungen!"

„„Federkiel, du bist ein Thor""
Rief die Hand verächtlich aus,
„„Du, den ich zum Dienst erkor,
Willst der Herr nun seyn im Haus?
Ich — das sey der Feder klar,
Muß dem Meister Alles gelten,
Seine rechte Hand gebar
Was bezaubert alle Welten.""

Doch der Meister, der sie hört
Schlichtet rasch den tollen Streit —
„Schweigt, ihr Beide seid bethört
Und erfüllt von Eitelkeit.
Nicht die Feder, nicht die Hand
Konnte je das Große schaffen,
Was ich lös'te, was ich band,
That ich mit des Geistes Waffen!"

„Dem dien' ich, und mir die Hand,
Meiner Hand der eitle Kiel —
Nur was jener Geist erfand
Ward für uns ein rühmlich Spiel.
Und sobald die Feder schreit,
Und nach Ruhm verlangt und Ehren,
Könnte ja Unsterblichkeit
Auch die Gans mit Recht begehren."

Alexander Gigl.

Der Frosch und die Kröte.

Lustig sprang im Wiesenflor
Einst ein Laubfrosch hin und her,
Und erblickt' im nahen Moor
Eine Kröte träg und schwer.
„Pfui doch, Kröte, eckles Thier
Wirst im Schlamme noch versinken —
Komm heraus — versuch' es hier
Wo dir Lust und Leben winken.
Dort im Schlamme, welch ein Gähren
Und die Luft wie schwül und dumpf,
Komm nur Freundin, laß den Sumpf,
Kannst im Grünen dich ernähren!"

Und die Kröte hüpft heraus,
Freudig kommt der Frosch entgegen —

„Nur herein ins grüne Haus
Und bestaune meinen Segen,
Mach' dich breit, ich seh es gern,
Such' im Springen dich zu üben,
Doch vor Allem bleib' dem trüben
Gift'gen Schlamm dort unten fern!"

Jetzo weis't gefällig, munter
Er den Gast sein weites Reich,
Führt hinauf ihn und hinunter
Von der Wiese in den Teich,
Und als treu besorgter Leiter
Noch durch manches Ackerland,
Bis vom Sumpfe weit und weiter
Die Gefährtin sich befand.

Aber diese, kalt und stumpf,
Kann das Schöne nicht erquicken,
Und sie schaut mit Sehnsuchtsblicken
Rückwärts nach dem theuern Sumpf.
„„Laß mich zieh'n, —"" so quackt sie hohl,
„„Mich gemahnt es an die Wiege
Kann nur heiter seyn und wohl
Wenn ich dort im Sumpfe liege.
Schön ist's hier, ich will's gesteh'n,
Hab' nicht Schön'res je gesch'n,

Diese Kräuter — die Wässer —
Nichts vom Guten scheint zu fehlen; —
Doch ich kann es nicht verhehlen:
Mir gefällt's im Sumpfe besser!""

* * *

Eitle Mühe, das Gemeine
Vom Gemeinen abzuzieh'n,
Sie erkennen wohl das Reine,
Doch sie müssen's ewig flieh'n.

Alexander Gigl.

Ursprung des Krieges.

Als seine Siegerkraft durch Thaten zu erproben,
Einst solch' ein Wesen, das des Menschen Namen trug,
In seines Zornes wildem Toben
Das zart: Lamm, das ihm die Hand noch leckt, erschlug,
Sprach's sterbend: „Wütherich, an dieser Barbarei
Erkenn ich dein Geschlecht. Doch solche Tyrannei
Löscht nie der Strom der Zeiten aus.
Begib dich deiner Raserei,
Ich gebe dir mein Fell." — Die Trommel ward daraus.

M. D. Cavilja.

Die Neuigkeit.

In eine Stadt zog pomphaft ein
Die Neuigkeit, im Prunkgewand,
Und Jeder, der sie sah, gestand:
„Nicht schöner könnt' sie seyn!"

Und Alle schrien: „„Gefiel ihr's doch,
Sogleich nicht wieder fortzueilen,
Es könnten nur durch ihr Verweilen
Gewinnen unf're Cirkel noch!""

Und unf're Schöne, welche weit
Von einem Hofe war gekommen,
Sie hat den Vorschlag angenommen
Und setzt auf ein'ge Zeit sich breit.

Die Freude d'rob war allgemein.
Am nächsten Tag wollt' aus sie gehen,
Da blieben Alle höhnend stehen:
„„Wie kann man nur so häßlich seyn!““

Fr. J. Schaffer.

Vogel und Frosch.

Ein schlichtes, munt're Vöglein sang
Am grünen Zweige stundenlang,
Darüber barst vor Galle fast
Ein eitles Fröschchen im Morast.

„Was schreist du" — ruft's — „an dieser Stell'
In einem fort so laut und hell,
Daß mein begeisterter Erguß
Darüber fast verstummen muß."

Das munt're Vöglein aber spricht:
„„Mein Liedchen stört dein Quacken nicht,
Ich glaube nur, daß dich verdrießt,
Weil ich am Zweig, und du im Mist.""

Vincenz Zusner.

Freigeisterei.

In Rom, — als diese Stadt dem Untergang
Sich näherte und Glaube, Recht und Sitte,
Das Wissen und des Wissens edler Drang
Vertrieben ward aus ihrer Schwelger Mitte —
Trat eines Tags zu einem alten Weisen
Ein junger Fant und sprach mit keckem Mund:
„Gib, Alter, meinem Ohr dieß eine kund:
Wen von uns beiden kannst du glücklich preisen?
Du hast der Lebensweisheit dich ergeben
Dem Drange deines Inn'ren bist du nachgegangen,
Nur eine Frage schien dir dieses Leben
Du wolltest Antwort, Licht und Sinn empfangen,
Du flohst die Welt — nur fern von ihr, im Stillen
Hast du den allberühmten Stein gesucht
Um eines Traumes — eines Wahnes willen
Gabst du dahin des grünen Lebens Frucht —

Nun ist dein Haupt ergraut — was fandest du?
Ward Antwort deiner Frage, ist der Stein,
Nach dem du forschtest ohne Rast und Ruh
Und nennst du Leben dein verwüstet Seyn?
Du prunkst mit Wissen, mit des Geistes Helle —
Was hat sie dir gebracht? — Sieh meine Bahn,
Ich wandle frei auf ihr — mich labt die Quelle
Die mir am Wege quillt — mich nährt der Wahn
Und macht mich glücklich — fragt' ich lang warum?
Wie könnt' es anders seyn? — und wollt ich jagen
Dem Schatten nach von hoher Weisheit Ruhm
Wie ständ's mit meiner Jugend gold'nen Tagen?
Nein Herr, ich weiß zu leben, ohne Zwang,
Und frei beweg' ich mich in meinem Kreise,
Mich plagte nie des Wissens heißer Drang
Ich glaube, was ich kann, das nenn' ich weise.
Ich bin ein freier Geist, du mußt's bekennen,
Mich fesselt keine Kunst und nicht Natur,
Ich weiß daß Ding von seinem Zweck zu trennen
Und achte heilig meinen Willen nur."
Mit edler Ruhe hört der Weise dieß
Und sah verächtlich nieder auf den Thoren
„„Wer du auch seyst — dieß Eine ist gewiß
Dich haben Roms Ruinen schon geboren.
Und ich erkenne, daß das größte Reich

Der Welt, wie alles Irdische, verschwunden.
Wer glücklicher von uns, das gilt nun gleich
Auch ist dazu der Maßstab nicht gefunden,
Und du, wie ich, wir können's nicht ergründen.
Doch daß dich nie ein freier Geist beseelt
Der mächtig waltet durch die ganze Welt,
Das kann ich mit Gewißheit dir verkünden.
Ein Freigeist magst du seyn und also schalten,
Für frei kann ich den großen Geist nur halten!""

Alexander Gigl.

Der Traumgott des Tages.

Schwer trug der Sterbliche des Daseyns Härte,
In's müde Joch der strengen Noth gespannt;
Da sandte Zeus den Schlafgott auf die Erde,
Den Heilenden, der alles Leiden bannt.

Doch ach! — die süße Labe seines Schlummers
Verkauft' er ihm mit argem Wuchersinn
Und mit der Hälfte nahm er seines Kummers,
Dem Menschen auch des Lebens Hälfte hin.

Den schnöden Raub wohlthätig zu vergüten,
Des Lebens Reiz zu leih'n, der Nächte trägem Tod',
Entsandte Zeus, der Vater, in die Hütten
Der Sterblichen des Traumes holden Gott.

Zu schön erfüllte Morpheus seine Sendung.
Reich spendet' er des Scheinglücks Ueberfluß,
Reich streut' er allen aus in fröhlicher Verschwendung,
Erreichter Wünsche trüg'rischen Genuß.

Da sah mit Gram der Mensch die Morgenröthe,
Und kaum erwacht, füllt Sehnsucht jede Brust,
Daß ihr des Schlummers Gott die Sinne wieder tödte,
Des Traumes Gott sie sänk' in seine Lust.

Der süße Gaukler sollte nie entschweben,
Ihm hingen all' die ird'schen Herzen an;
In Werth und Geltung sank das wache Leben,
Und höher, als die Wahrheit, galt der Wahn.

Verderblich ruhten die verdross'nen Kräfte,
Zu dürftig schien der Arbeit nächstes Ziel,
Träg' schlich der Geist zum engen Tagsgeschäfte. —
Des Lebens all' verlassner Bau zerfiel.

Den Denker Zeus umwölken ernste Sorgen;
Er greift um Rath in seine Götterbrust:
„Nicht Reiz vom Nichtseyn soll das Daseyn borgen
Und meine Welt sey meiner Kinder Lust."

„Ich will in's Leben eine Gottheit schicken,
Die ihren Durst nach süßem Truge stillt,

Und hell am Tag, die Menschen zu beglücken,
Des Traumes holde Gaukelkünste spielt."

„Und wenn, enteilend in den Arm der Schatten,
Der Sterbliche sich kürzt des Tages Bahn,
So schmeichle sie den Geist in's Feld der Thaten
So rege sie das Herz zum Leben an."

„Sie zeig' ihm fern ein Land im Rosenschimmer,
Und sey die Erde noch so rauh und wild,
So mahle sie mit Irisfarben immer
Vor seinen Blick ein schönes Märchenbild."

Zeus sprach's, und sendet in die öden Erdenräume
Die schönste Tochter seiner Götterwelt,
Die süße Dichterin, die Freundin wacher Träume,—
Die Hoffnung, die des Lebens Reiz erhält.

Ferd. Kürnberger.

Der morsche Baum und der Gärtner.

In seiner Wurzel abgestorben
Verkümmert stand ein junger Baum,
Die Zweige waren all' verdorben,
Welk war des Frühlings Blüthentraum.

„Was soll's mit diesem dürren Stamme,
Der jung verlernet schon das Blüh'n,
Den kranken Baum werft in die Flamme,
Will er nicht blüh'n, mag er verglüh'n."

So sprach der Gärtner in Betrachtung
Des Baum's, der nicht der Müh' gelohnt,
Im Herzen keimte die Verachtung,
Wo erst die Liebe noch gewohnt.

„So falle denn — und magst du sterben
Du undankbares faules Holz,
Daß and're nicht durch dich verderben." —
Da sprach der Baum zu ihm mit Stolz:

„„Halt ein, halt ein; du mußt mich warten,
Wirf hin das hochgeschwung'ne Beil,
Mein Vater stand im Königsgarten,
Ich bin von ihm ein edler Theil.““

„„Ich mags nicht wie die andern treiben,
Die sclavisch dir zu Willen sind,
Ich muß in diesem Garten bleiben —
Wirf hin das freche Beil geschwind.““

Der kluge Gärtner nahm dem Baume
Den angeerbten schalen Stolz, —
Zertrümmert lag im grünen Raume
Das längstverdorrte morsche Holz.

Den stolzen Baum in seinen Trümmern
Du findest ihn fast überall —
Laß die Moral nur nicht verkümmern,
Die Blume, die geknickt sein Fall.

Nordmann.

Uebermuth.

Einst wälzte sich ein Strom dahin
Mit allgewalt'ger Hast
Und wässerte der Auen Grün
Und trieb der Schiffe Last,
Doch war's ihm eine Lust zu spielen,
Es lockt' ihn oft der grüne Strand,
Und wenn mit sengend heißem Brand
Der Sonne Gluthen niederfielen —
Da trieb's ihn an, die Flur zu schau'n,
Der Blumen Schmelz, die dunklen Au'n.
Er wiegte sich mit losen Küssen
Erst tändelnd zu des Strandes Füßen,
Dann immer kühner — höher an
Entstieg er auf des Ufers Rücken
Und schwelgte auf der grünen Bahn

In nie empfundenem Entzücken!
Doch kam zu ihm des Windes Braut
Dann ging's im wilden Zug, —
Hat Blume seinem Spiel vertraut
Es war nur eitel Trug.
Rasch zieht sein nimmermüder Drang
Ihn zu des Felsens steilem Hang —
Er braust von wilder Lust beseelt
Hinab den schroffen Wall,
Und seinem Sturze folgt vermählt
Der Lüfte Widerhall, —
Und sein Gewässer, wie ein Rauch
Zu Silbertropfen ist's zerstoben;
Doch das ist Stromes Lust und Brauch
So muß sich Kraft an Kraft erproben!

Und nebenher mit leisem Schall
Ein Bächlein munter zog,
Das an des Stroms ergieb'gem Schwall
Sich Kraft und Leben sog. —
Wie doch der Strom so herrisch treibt,
Sein Sturz wie schön und mächtig —
Ein Thor, der stets zu Hause bleibt
Und nur im Ebnen still bedächtig;
Durch Blumen ewig — sey's gewagt
Dem Strom es einmal gleich zu machen,

Der Starke duldet nicht und klagt
Das wahrlich eignet nur dem Schwachen!

So denkt der Bach — und rasch vollbracht,
Es geht dem Felsenhange zu,
Dort unten ja, im tiefen Schacht
Da find' ich wieder Rast und Ruh!
Und schäumend kommt er angeschwellt
In lächerlicher Eile,
Und stürzt hinab — und ist — zerschellt
In Millionen Theile! — —

Wo bist du nun, du armer Bach? —
In luftig Nichts zerflossen,
Dich Eitlen zog's dem Strome nach,
Dem Strom, dem riesengroßen.
In solche Tiefe kann nur Kraft
Sich stürzen kühn und ungestraft,
Und fiel der Strom vom Felsen nieder,
So wars der Strom – er fand sich wieder,
Du aber mußtest schnell vergeh'n
Dich wird kein Auge wiederseh'n! —

D'rum soll der Bach im engen Haus
Mit Blumen stille sich bescheiden,
Er lass' dem Strome sein Gebraus
Und lern' sich selber erst beneiden,

Und jedes bleib' auf seiner Bahn,
Und mag sein Können klug ermessen,
Und was der große Strom gethan,
Dess' soll der Bach sich nicht vermessen.

Alexander Gigl.

Die beschneite Tanne.

Ihres schönen Schmuck's beraubt
Steh'n im Wald, wie starre Leichen,
Schüttelnd ihr beeis'tes Haupt,
Die gewalt'gen Rieseneichen,
In des Winters ernstem Banne
Leblos lebend, Freiheit sinnend,
Doch die ewig frische Tanne
Streckt ihr Haupt zum Himmel, grünend.

Schnee wohl hängt auf allen Zweigen,
Daß sie bodenwärts sich neigen,
Und des Winters schwere Last
Drohet sie zu brechen fast.
Sieh! da prallt der Sturm mit Brausen
Auf die Tanne — aber munter,
Schüttelt sie mit frohem Sausen
Ihre weiße Last hinunter.

Grünend steht sie, frei vom Schnee!
Statt im Sturme zu zertrümmern,
Seh' ich herrlicher als je
Sie im Abendrothe schimmern. —

* * *

Bild der Hoffnung! Mögen thürmen
Wogen sich mit Ungewittern,
Mögen rauhe Winde stürmen,
Hoffnung! du wirst nicht zersplittern!

Ferd. Bodgorscheck.

Die Magnetnadel.

Die edlen Brüder, Fleiß und Muth entzweit'
Auf einer Meeresfahrt der müß'ge Dünkel;
Die Weisheit aber saß im fernen Winkel
Zu horchen auf die Streiter und den Streit.

Sprach der Fleiß:
„Wer windet mir den Preis?
Kam ich nicht, das Wildgebiet,
Jenen Urwald, auszuroden?
Wo dein Auge Garten sieht,
Lag ein sumpfbedeckter Boden.
Selber trug ich den Basalt,
Meilenher auf meinem Rücken,
Gab ihm edlere Gestalt,
Und er schwebt, als Joch der Brücken.
Ja! ich rang mit der Natur,

Zwang den Quell, empor zu schießen
Der, nach dem Gesetze, nur
Abwärts, abwärts sollte fließen.
Jene Küsten staunet an,
Flach einst, nun erhöht, mit Teichen;
Daß der Dränger: Ocean
Muß davon mit Schande weichen.
Höher als die Gemse lebt,
Hab' ich einen Pfad gewunden;
Tiefer, als ein Thier sich gräbt,
Gold gesucht, und Gold gefunden.—
Nur was meine Hand erhob,
Hat sich aus dem Staub gerungen;
Und so rufen aus mein Lob
Alle Zeiten, alle Zungen."

Es zürnte der Muth dagegen:
„„Du prahlst, wie Kinder und Thoren pflegen,
Dein wäre der Preis, der Menschen Dank?
Dich lobt nur, wer nie Begeisterung trank,
Begeisterung, davon ich schwelle,
Begeisterung, die wunderschnelle.
Noch stünde der Wald, wo jetzt Garten nur
Wenn ich nicht kämpfte mit Wolf und Ur.
Den Sumpf, den konnt' ich lassen bestehen,
Mich lockt nicht Eb'ne, nur Bergeshöhen.

Keine Brücke, mich trägt der Kahn
Auch auf des Meer's gefürchteter Bahn.
Nicht hast Du die Natur bezwungen,
Sie nur zu Deinem Dienste gedungen.
That ich es nicht auch? Der Erde Gebiet,
Die mächtig an sich die Körper zieht,
Ich hab' es verlassen, im Flug mich erhoben
Weit über den Aar und die Gemse dort oben.
Nie holtest Du Gold aus dem tiefen Schacht,
Bezwang ich das Heer nicht, das ihn bewacht.
Du kannst den Pontus begränzen und stauchen,
Nur ich in seine Tiefe tauchen.
Was er Dir raubte, beklagt Dein Mund,
Ich aber hol' es herauf aus dem Schlund.
Wirst Du mir noch die Palme bestreiten?
Mich loben alle Zungen und Zeiten.""

So wechseln nun die Beiden Wort um Wort;
Das gute Schiff derweile stieß vom Lande;
Der Morgenwind, gelöst die engen Bande,
Erfüllt die Segel, trägt's im Fluge fort.—
„„Das Segel ist mein Bild: rasch, kühn und leicht.""
Begann der Muth vom neuen zu dem Bruder;
„„Du aber förderst mühsam, gleich dem Ruder.
Mein Fuß hat Flügel, da der Deine schleicht.""

Der Fleiß verstummte. —
Weiter ging der Lauf.
Schon minder eilig, träge fast, von Statten;
Vergebens spannt, (sie wollen schon ermatten)
Der Schiffer all' die stolzen Segel auf:

Die Stolzen! Wie sie traurig hangen nun,
Nicht eigne Kraft war's, die sie aufgeblasen;
Sie schwellten von des Windes luft'gem Rasen:
Und mit dem Winde muß das Segel ruh'n.

Da wird es laut und laut im untern Raum:
Die Ruder fangen an zu schlagen;
Und, wird das Schiff im Fluge nicht getragen,
Bewegt wird's doch, — die Segel konnten's kaum.

Da sprach der Fleiß zu dem beschämten Muth:
„Wie klug! Dich mit dem Segel zu vergleichen!
Weit besser ist, als stille steh'n, das Schleichen,
Und auch das Ruder doch zu Etwas gut!"

Am Himmel stieg indeß die Nacht empor,
Und deckte weit den sternberaubten Bogen;
Das Schifflein aber irrte durch die Wogen,
Auf denen es die sich're Bahn verlor.

Was helfen nun die Segel neu geschwellt
Und was die Ruder? — Kraft, die ohne Richtung,

Sich überlassen, wirkt, führt zur Vernichtung:
Ein Spruch, wahr und — vergessen von der Welt!

Doch sieh'! — der Steuermann verwahrt sie wohl —
Die kleine Nadel dort, im Schrank von Eben,
Von Glas bedeckt, auf einem Stifte schweben:
Sie weiset treu den Pol und Antipol!

Nun mag, der sonst dem Schiffer zeigt die Bahn,
Erlöschen jeder Stern und alle Zeichen:
Er wird doch nimmer von der Straße weichen,
Die der Magnet zog durch den Ocean.

Und jetzt erhob sich und mit Würde trat
Die Weisheit, stumm bisher, zu jenen Beiden,
Um ihren Streit, den eitlen, zu entscheiden,
Denn — meine Fabel schon entschieden hat.

Es irrt der Fleiß, der gelten will allein;
Es irrt der Muth, — schaut er mit Hohn auf diesen.
Hat Weisheit ihnen nicht das Ziel gewiesen,
So werden sie ein Fluch, statt Segen, seyn.

Adolph Föglar.

Verstand und Recht.

Ein junger Fuchs dem Stamme treu
Verlegte sich auf's Beutemachen,
Und trieb das Handwerk ohne Scheu
Zum Aergerniß und Schreck der Schwachen,
Und trieb es kühn, und trieb es klug
Selbst vor des Königs Angesicht,
Als hätt' er volles Recht und Fug
Als gäb's kein strafendes Gericht.
Doch ging es endlich, wie er's trieb,
Und seine Stunde war gekommen,
Man fing den frechgeword'nen Dieb,
Nichts konnt' ihm seine Schlauheit frommen.
Man schleppt' ihn vor des Königs Thron,
Gesprochen ward der Richterspruch:
„Der Frevler finde seinen Lohn
In seines Frevels eignem Fluch!"

Da hub ein Dachs zu sprechen an:
„Geruht Herr König zu bedenken,
Wer so viel Klugheit dargethan
Dem kann man wohl das Leben schenken" —
Jedoch der Leu bedachte nimmer lang:
„Das Recht, es habe seinen Lauf
Nicht schützt Verstand vor Untergang—
Und also henkt den Räuber auf!"

Alexander Gigl.

Apfelbaum und Trauerweide.

Die Trauerweide hat der Mai
In schlichtes Grün gehüllt;
Der Apfelbaum doch stand dabei
Mit Blüthen überfüllt.

Im Sommer saß in seinem Schooß
So mancher Schmetterling,
Indeß am Weidenzweige bloß
Der Thau, wie Thränen, hing.

Im Herbste stand der Apfelbaum
Mit Früchten prangend da,
Indeß man an der Weide kaum
Noch gelbe Blätter sah.

Der Winter doch hat nicht gefragt
Ob dürftig oder reich?
Er kam im Sturm daher gejagt
Und machte Beide gleich.

Vincenz Zusner.

Die Reben.

Wenn längst im warmen Frühlingsschein
Gesträuch und Bäume, groß und klein,
Im heitern grünen Schmuck erscheinen,
Da sieht man erst die Reben — weinen.

Allein die Thräne, die sie näßt,
Ist keinem herben Schmerz erpreßt;
Sie können sie nur vor Entzücken
Und frommer Demuth nicht erdrücken.

Die Reben weinen dankbeseelt,
Daß sie der Himmel auserwählt,
Auf ihrem Stamm in spät'n Tagen
Das edelste Getränk' zu tragen. —

Hat Dich der Himmel auserseh'n,
In Deinem Wirken hoch zu steh'n,
Und Dich vor Andern zu erheben,
So lerne Demuth von den Reben!

V. Zusner.

Palme und Birke.

Am Euphrat im Walde
Ragt hoch ein Palmenbaum;
In seinem Schatten findet
Der Pilger Schlaf und Traum.

Ein munt'rer Vogel schmettert
Vom Wipfel seinen Sang,
Ein Dichter, dem sein erstes
Und kühnstes Lied gelang.

In Schweden, im Gebirge
Rauscht dumpf ein Birkenstamm,
Auf einem weltvergess'nen
Einsamen Felsenkamm.

Er senkt die müden Aeste
Von Frost und Schnee erstarrt —
Ein Mönch in weißer Kutte
Der froh des Todes harrt.

Am Euphrat die Palme,
Das krumme Birkenreis,
Wem gleichen sie? — Dem Menschen,
Als Jünglig und als Greis.

Ritter von Levitschnigg.

Die Vöglein und die Eule.

Seh't, wie der Thurm so herrlich steht,
Von Gottes Odem angeweht!
Wie schallt die Glocke durch die Luft!
Von Baum und Blume, welch' ein Duft!
Wie strahlt die Welt im gold'nen Licht,
Das dort hervor, im Osten, bricht! —
Und rechts und links, zum Kirchlein hin
Eilt fromm das Volk mit gläub'gem Sinn',
Die heil'ge Schwelle zu betreten,
Den Morgensegen da zu beten!

Und durch die Fenster ein und aus
Fliegen die Vöglein im Gotteshaus.
Sie zwitschern laut, und jagen sich,
Und loben Gott recht freudiglich! —
Die Eule nur sitzt grämlich da,

In einem Fenster der Domuhr nah'!
Sie sucht den Schatten, haßt das Licht,
Das golden dort aus Osten bricht.
Die lustigen Vög'lein fliegen um und um,
Der häßlichen Eule vor der Nase herum.

Da setzt sich ein Schwälblein ihr auf den Kopf.
Es krächzt die Eule aus tiefstem Kropf,
Risch fliegt das Schwälbchen auf, vor Schrecken!
Wollt' nur das Thier ein bischen necken.

„Wär' nur der Tag nicht gar so hell:
Ich zaust' Euch alle gleich zur Stell'!"

Die Vöglein jubiliren fort und fort.
Die Eule sitzt grämelnd an ihrem Ort.

„Warum — allein? — was hast' für Pein?"
Pipt endlich wieder ein Vögelein.
„Machst ein Gesicht, wie die theure Zeit;
Theil' lieber unsre Fröhlichkeit!"

Die Eule bläst die Federn auf
Und krächzt aus tiefer Kehle herauf:

„Mich verdrießt all' eure Lustigkeit!
Mich verdrießt das helle Glockengeläut'!
Mich verdrießt der gold'ne Sonnenschein!

Mich verdrießt euer Fliegen, und Fragen und Schrei'n!"

* * *

So spricht', wer haßt das Sonnenlicht,
Und gegen Natur und Wahrheit spricht!

J. J. Hannusch.

Gukguk und Nachtigall.

(Altdeutsch.)

In einem Streite lag einmal
Der Gukguk mit der Nachtigall,
Ob ihrer Sangesgaben,
Sie wollten singen ein Meisterstück,
Und wer gewänn', durch Kunst und Glück,
Der sollt' es zu Danke haben.

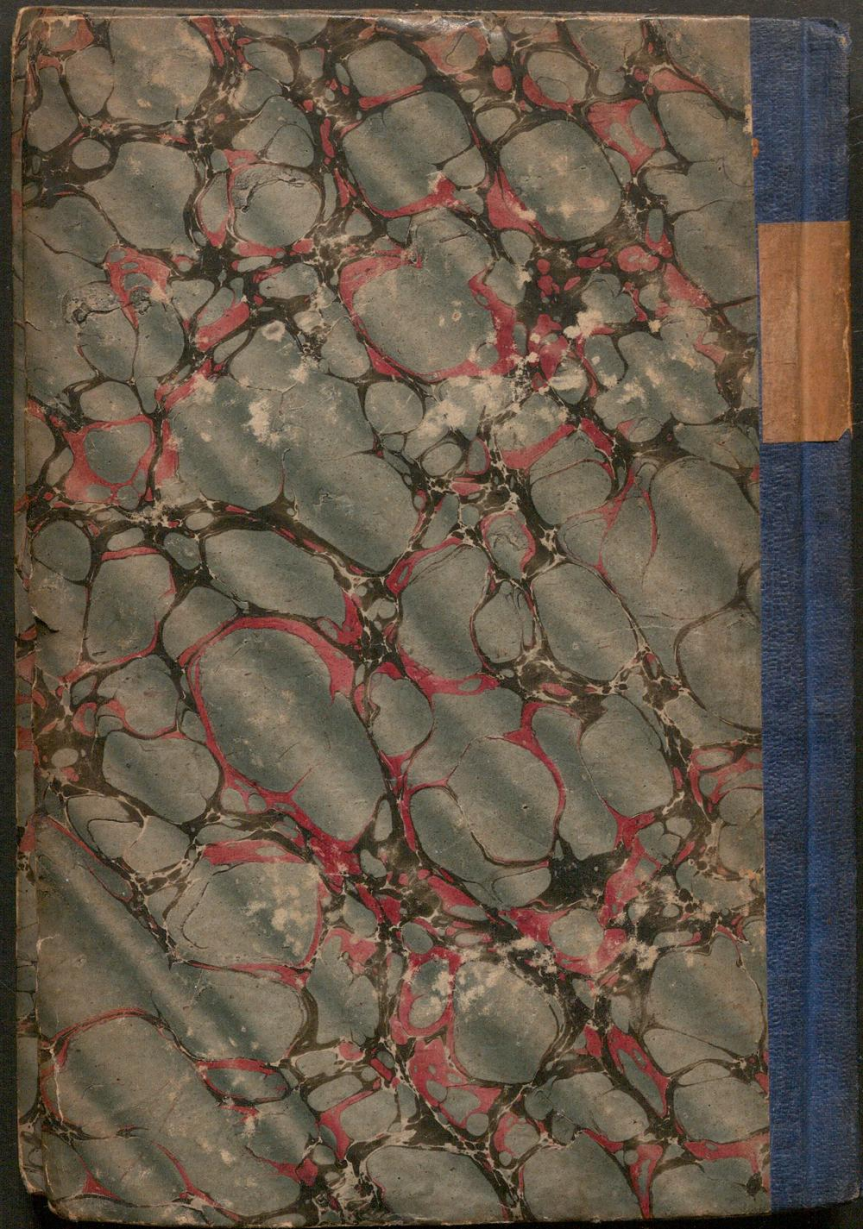
Der Gukguk sprach: „Wenn's Dir gefällt,
Hab' ich der Sach' einen Richter bestellt,"
Er thät' den Esel nennen,
Denn weil er hat die Ohren so lang
Hört er auch besser wohl den Klang,
Und kann das Rechte erkennen.

Als dem nun ward der Streit erzählt
Und er zum Richter auserwählt,
Hub Nachtigall an zu singen,
Hei, wie das klang durch Busch und Rohr!
Doch der Esel sprach und senkte sein Ohr:
„Kann's in den Kopf nicht bringen."

Nun aber kam der Gukguk d'ran,
Der rief, so wie er sonst gethan,
In Auen und an Bächen:
„Gukguk! — Gukguk!" — Da schrie entzückt
Der Esel: „„Ei, der Sang erquickt! —
Nun laßt das Recht mich sprechen.""

„Schön hat gesungen die Nachtigall,
Doch Gukguks Stimme hat besser'n Schall,
Den Takt — den hat er innen,
Das sprech' ich mit meinem hohen Verstand,
Und, gält' es gleich das ganze Land,
Der Gukguk soll mir gewinnen."

Joh. Nep. Vogl.

D26 Febr 856
Lotthelf

Bibl. p. 155